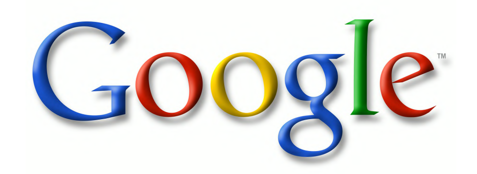

Google


3 07596873 9

Children - Anecdotes, facetiae, satire, etc.

Karl Eugen Schmidt

„Mein Sohn und ich"

Aufzeichnungen eines Vaters.



Stuttgart

Deutsche Verlags-Anstalt



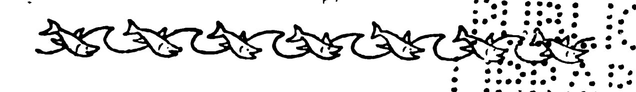
Karl Eugen Schmidt

Mein Sohn und ich

Aufzeichnungen eines Vaters

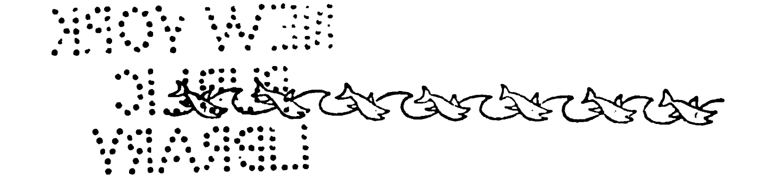


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1908





Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg



1

Junge Vatersorgen

Der Knabe Hans fängt an, mir fürchterlich zu werden: er kann jetzt laufen und macht den ausgiebigsten Gebrauch von diesem Talent. Nichts ist vor ihm sicher: er respektiert die Teller auf dem Tische so wenig wie meine Manuskripte, die er am Rande des Schreibtisches ergreifen kann. Nur das Feuer kennt und fürchtet er, und ich schmeichle mir mit dem Gedanken, mein Sprößling müsse ganz besonders klug sein, weil er die Gefahr des Feuers kennt, ohne sich jemals gebrannt zu haben. Aber in Wirklichkeit kennt er sie gar nicht. Er fürchtet sich nur vor dem Kamin, weil man ihn jedesmal zurückreißt oder wenigstens durch tadelnden Zuruf zurücktreibt, so oft er in seine Nähe kommt. Warum er die Flamme nicht angreifen soll, weiß er nicht; er weiß nur, daß er sie nicht angreifen soll: Kadavergehorsam, abscheulicher Gedanke. Sollte mein Sohn das Zeug zum Knecht und Sklaven in sich haben, der den Anordnungen des Herrn gehorcht, mag er sie verstehen oder nicht? Das muß ich ihm austreiben, mag auch die väterliche Autorität dabei etwas leiden.

Zuerst habe ich mich über ihn gefreut, wie er alles für sich allein lernte. Ich war stolz, zu sehen, daß er





auf eigne Faust vorging und den Gebrauch seiner Hände und Finger wie seiner Füße und Beine einzig und allein durch eignes Probieren entdeckte und ausbildete. Auf irgendeine Nachahmung ließ er sich nicht ein. Man konnte ihm zwanzigmal vormachen, wie man ein Stück Holz, einen Löffel oder sonst etwas zweckmäßig ergreift, wie man den Daumen den vier andern Fingern gegenüberstellt und wie man zum Fassen nicht mit dem Rücken, sondern mit der inneren Handfläche ankommen muß. Er kümmerte sich um kein Beispiel, sondern verfolgte seinen mühsamen und langwierigen, dafür aber desto sichereren und lehrreicheren Weg des selbständigen Probierens. So hat er gelernt, Hände und Füße zu gebrauchen, denn auch das Gehen fand er allein, ohne Gängelband oder sonstige Vorrichtung. Zuerst hielt er sich an den Möbeln und an der Wand; nach und nach wagte er es, den Stützpunkt fahren zu lassen, und endlich marschierte er seelenvergnügt und stolz im Zimmer auf und ab und krähte vor Freuden, wenn wir dabeisaßen und ihn mit frohen Zurufen aufmunterten und belohnten. Da dachte ich: Dieser Junge ist ein Mordskerl; er verläßt sich nicht auf das Urteil andrer Leute, sondern untersucht alles für sich allein. Darin muß ich ihn bestärken.

Aber seither hat er sich geändert, und jetzt denke ich mit Schrecken, daß ich da einen kleinen Affen aufziehe. Jetzt macht er alles nach, was er sieht und





hört. Er spitzt den Mund, wenn ich pfeife, er klopft auf den Tisch, klatscht mit den Händen, zappelt mit allen Gliedmaßen, grunzt, knurrt und zischt, wenn ihm das jemand vormacht; er hält alle Lappen an die Nase und führt die Mimik und das Geräusch des Schneuzens aus, er steckt meine lange Pfeife, wenn er sie in der Ecke entdeckt und hervorgezogen hat, in den Mund, und zwar am richtigen Ende. Sollte dieser Junge ein unselbständiges Wesen werden, das dem Nachbar alles abguckt und nachmacht? Das muß ich zu vereiteln suchen.

Er erinnert mich nicht nur an einen Affen, sondern auch an einen jungen Hund, an einen sehr gelehrigen jungen Hund, den man leicht dressieren könnte. Ich dressiere ihn jetzt zum Apportieren. Dazu habe ich ihm einen Lederball mitgebracht. Ich werfe den Ball in eine entfernte Ecke des Zimmers, Hänschen tappt dahin, hebt ihn auf, bringt ihn zurück, ich werfe ihn von neuem, er holt ihn wieder, und das geht so lange, bis ich genug davon habe. Sollte Hans zum Ausläufer geboren sein, zum Dienstmann oder zum Hausknecht? Darauf muß ich achtgeben, und wenn ich so was merke, werde ich einen Dienstmann aus ihm machen, er hat wenigstens weiter keinen Herrn als das gesamte Publikum, und dessen Knecht bin ich auch, und sind wir alle, solange wir nicht im australischen Busch, in der Libyschen Wüste oder auf einer einsamen Insel leben.





Wäre es nicht besser, wenn ich ihn in eine solche Einsiedelei schickte? Meiner Treu, ich glaube es. Ich glaube es wirklich. Kein größeres Unglück kann einem Kinde geschehen, als in einer Millionenstadt auf die Welt zu kommen und zwischen grauen Hausmauern auf grauem Straßenpflaster zu spielen. Und alles Unglück, was uns später begegnet, wird uns von Menschen zugefügt. Die Natur tut uns nichts, sie ist milde und gut. Und der Glücklichste ist der, der ihr am nächsten steht. Der Großstädter steht ihr am fernsten. Er hat nur Menschen und ihre Werke um sich, keine Natur. Deshalb ist er am unglücklichsten. Das glücklichste Leben aber führen die Einsiedler. Ich habe einige kennen gelernt. Sie sind freilich nicht recht bei Trost, plaudern laut mit sich, mit ihrem Teekessel, mit dem Baumstumpf, an den sie ihr Pferd binden, und mit dem Messer, das nicht schneiden will. Aber ist das ein Unglück? Man könnte es eher ein Glück nennen. Ist es närrisch? Man könnte es fast für weise erachten. Denn wer von uns Großstädtern plaudert nicht täglich mit Menschen, die einfältiger sind als Baumstümpfe und Teekessel, unnützer als stumpfe Messer, boshafter und schädlicher als der störrischste Gaul?

Hänschen gibt mir zu andern Vergleichen aus dem Tierreiche Anlaß. Mitunter hat er etwas von einem Hahn, von einem krähenden Gockelhahn, der sich auf der Höhe seines Misthaufens emporreckt, Hals und





Kopf hebt, so hoch er kann, und mit schriller Stimme den Hennen seinen Standpunkt verkündet. Diese Hahnenstellung nimmt mein Herr Sohn gewöhnlich ein, wenn man seinen Stolz beleidigt hat und er es für nötig hält, den Leuten zu zeigen, daß man mit einem Herrn von seiner Art nicht so respektlos und dreist umspringen darf. Hat er zum Beispiel ein Messer oder eine Gabel auf dem gedeckten Tisch erspäht und in seine Gewalt bekommen, so gerät er in große Entrüstung, wenn man ihm das gefährliche Instrument abnimmt, und wütet er mit einem Löffel gegen die Scheiben meines Bücherschrankes, so hält er es für einen unverschämten Eingriff in seine unveräußerlichen Rechte, wenn ich ihm das meinen Scheiben klirrende Vernichtung drohende Werkzeug entziehe. Dann reckt er sich auf, hebt das Köpfchen auf dem langen Hälschen und kräht mich herausfordernd an. Zwar haben seine sechzehn Monate noch nichts mit artikulierten Lauten zu tun, aber er besitzt Töne und Gebärden genug, um zahlreiche Gemütsstimmungen zur deutlichsten Aussprache zu bringen. Freude, Entrüstung, Zorn, Ungeduld, Habsucht, Abscheu und ein Dutzend andre Regungen des menschlichen Gemütes weiß er ganz vortrefflich auszudrücken, so daß man keinen Augenblick über die Bedeutung seiner Aeußerungen im Zweifel bleiben kann.

Und ebensogut versteht er, was man ihm sagt, ohne unsre Sprache zu kennen. Man braucht ihn nur



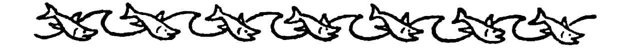


anzublicken, um ihm begreiflich zu machen, daß er das Ding, was er da eben vom Stuhl oder vom Tisch reißen will, nicht anrühren darf. Tut es der bloße Blick nicht, so genügt ein kurzes strenges Wort. Freilich geht es nicht ohne Protestbewegung ab. Er will wenigstens seine Menschenwürde wahren und durch seinen Protest dartun, daß er zwar gehorcht, aber damit keineswegs sein Recht auf den betreffenden Gegenstand aufgibt. Er fügt sich der Gewalt des Stärkeren, aber das gute Recht ist auf seiner Seite, und bei passender Gelegenheit wird er davon Gebrauch machen. Hoffentlich bleibt er so und wird kein folgsames Schaf in der frommen Herde.

Nein, zum Schafe scheint er mir nicht sehr viel Anlage zu haben, eher zum störrischen Maulesel. Denn er fügt sich nicht immer der väterlichen oder mütterlichen Anordnung, obschon er sie sehr wohl versteht. Wieder und wieder kehrt er zu dem verbotenen Spiel zurück, und wenn er schließlich das Vergebliche aller seiner Bemühungen eingesehen hat, gerät er in grausige Wut, wird rot wie ein Puter und möchte vor Zorn ersticken. Ich glaube, wenn er da eine Dynamitbombe bei der Hand hätte, würde er die ganze Welt in die Luft sprengen. Uebrigens behauptet seine Mutter, das hätte er vom Vater, während dieser sich als den nachgiebigsten, geduldigsten und gutmütigsten Menschen von der Welt zu kennen glaubt.

Endlich ist da noch ein Tier, an das Hänschen mich





erinnert: jener treffliche Vetter des Elefanten und des Nilpferdes, der uns die zarten Schinken und die wohlschmeckenden Würste liefert. Ja, es ist kein Zweifel: mehr als zum Schaf, zum Gockelhahn, zum Affen und zum Hunde neigt mein hoffnungsvoller Sproß zum Schwein. Es ist nicht zu sagen und noch weniger zu schreiben, was er alles auflieſt und verſpeiſt, wohinein er ſeine Finger ſteckt und womit er ſich das Geſicht beſchmiert. Er kennt weder Scham noch Schande, er ekelt ſich vor nichts, und wenn es wahr iſt, daß dem Reinen alles rein, ſo iſt mein Sohn der Reinſte der Reinen. Er weiß nichts von den Folgen der Sünde Evas und Adams. Die Schuppen der Unſchuld bedecken ſeine Augen, er kennt ſeine Nacktheit nicht und bedarf keines Kleides aus Feigenblättern.

Kurz, um es gerade herauszuſagen: mein Sohn iſt ein Engel. Es mag manchen Leuten betrübend ſein, zu einem ſolchen Schluß kommen zu müſſen, aber ich ſehe keinen Ausweg. Hänschen ähnelt allen möglichen Tieren, deshalb iſt er ein Engel. Denn die Tiere ſind unſchuldig, und wenn ſie gegen die von Menſchen erdachten Gebote des Anſtandes, der guten Sitte und der Ehre fehlen, ſo fehlen ſie aus Unwiſſenheit. Den Kindern geht es ebenſo: ſie ſind rein und unſchuldig wie Tiere, das heißt wie Engel. Wir nichtswürdigen Böſewichter aber können das nicht leiden. Wir führen ſie an den Baum der Erkenntnis und ſtecken ihnen die abſcheulichen Aepfel in die lieben kleinen Mäuler.





Wir sagen ihnen, daß man sich seiner Nacktheit schämen müsse, wir verbieten ihnen die natürlichsten und damit unschuldigsten und reinsten Dinge, indem wir sie als erschreckliche Sünden rügen, kurz, wir bemühen uns aus Leibeskräften, die armen kleinen Schelme aus dem Paradies ihrer Unschuld zu verjagen und sie mitten in die mit Dornen und Disteln bestandenen Aecker zu stellen, wo sie im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verzehren müssen.

Jawohl, das tun wir. Und dabei bilden wir uns auch noch ein, unsre Kinder gern zu haben, und wir haben sie wirklich gern. Und diese ganze Geschichte zeigt wieder einmal, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat, denn auch Gott setzte seinen lieben Kindern den vermaledeiten Baum der Erkenntnis ins Paradies, und daneben setzte er die Schlange, damit sie den armen Kleinen die Augen öffne. Und die Schlange sprach zu ihnen: „Ihr werdet sein wie Gott!“ und nun sind wir wie Gott, wenigstens in dem Punkte, daß wir unsern Kindern den bösen Baum ins Paradies pflanzen und sie schließlich aus dem Garten Eden verjagen. Diese Gottähnlichkeit kann uns niemand streitig machen.





2

„Janjan" und „Misère"

Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, daß man von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr zunehme an Alter, Weisheit und Verstand. An Alter, ja, das will ich zugeben. Das ist leider wahr. Aelter werden wir mit jedem Tag und sogar mit jeder Stunde, aber weiser und verständiger? Ach Gott, ach Gott, ich fürchte sehr, das ist ein Irrtum. Als bescheidener Mensch kann ich nur von meiner eignen Person reden. Weiß der Himmel, ich fühle deutlich, wie ich dümmer werde, dümmer, fauler, unverständiger. Und wenn Sie, geneigter Leser, in sich schauen und ehrlich sein wollen, so werden Sie wahrscheinlich das nämliche an sich beobachten. Was abnimmt und endlich ganz verschwindet, das ist die Elastizität des Geistes, die Spannkraft, das Schwungbrett, von dem aus unsre Gedanken ihre Sätze und Kapriolen machen. Dieses Schwungbrett rostet ein, vermorscht, ächzt und knarrt in den Fugen, bricht schließlich ganz zusammen, und dann können wir nur noch armselige, zögernde, kleine Schritte machen. Der Teufel soll es holen, aber so ist es.

Und daß es so ist, das ist der Grund, daß wir einen solchen Spaß an unsern Kindern haben. Kein Zweifel, daß sie sich alle gleich sind, eins so unwissend, töricht,





unartig wie das andre, aber jeder Vater und jede Mutter bildet sich ein, er und sie habe etwas ganz Besonderes zur Welt gebracht, und das muß so sein. Wäre es nicht so, wer würde die Last der Kindererziehung auf sich nehmen, wer würde aushalten, was alle Eltern jeden Tag aushalten? Aber wir halten es aus, und wir freuen uns über die Kleinen, als ob so tüchtige Kerle noch nie vorher in die Welt gekommen wären. Das tun wir erstens aus Eigenliebe und zweitens wiederum aus Eigenliebe. Eigentlich wollte ich sagen: zweitens aus Eitelkeit, aber diese Eitelkeit ist im Grunde auch weiter nichts als Eigenliebe.

Ueberhaupt tut der Mensch ungefähr alles, was er tut, aus Egoismus. Gute wie böse Taten entspringen aus diesem nämlichen Beweggrund. Mancher Mensch bildet sich ein, es sei Nächstenliebe, die ihn in die Tasche greifen und dem abscheulichen blinden oder lahmen Orgler eine möglichst kleine Geldmünze reichen läßt. Er irrt sich. Ich weiß es bestimmt. Ich greife selbst sehr oft in meine Tasche und reiche ein Zweisousstück hin. Aber ich weiß, aus welchen infamen Gründen ich das tue. Der Anblick des Bettlers ist mir unangenehm. Ich gebe ihm seine zwei Sous, damit er fortgehe und nicht mehr meine Augen beleidige. Aus dem nämlichen Grunde würde ich, wenn ich es könnte, allen armen Teufeln eine Pension auszahlen, ich würde sie aufs Land schicken, auf grüne Wiesen, in luftige Gegenden, wo dicke und nahrhafte Kartoffeln wachsen





und wo eine frische, gesunde Luft weht. Im Grunde: was liegt mir dran, ob die Leute satt oder hungrig, ob sie lustig oder traurig sind, wenn ich nichts davon weiß? Wenn ich es aber weiß, wenn sie ihr Leiden vor meinen Augen zeigen, dann ist mir das höchst unangenehm. Mit Nächstenliebe hat das also nichts zu tun, gar nichts. Es ist der reinste Egoismus. Ich will zufriedene und fröhliche Gesichter um mich sehen, weil das auch mich zufrieden und fröhlich macht. Und wenn ich an einem Bettler vorübergehe, der den Kranken und Hungernden gut markiert, nutzt es nichts, daß ich mir mit trefflichen Gründen vorstelle, wie dieser Halunke höchstwahrscheinlich ein Heuchler und professioneller Tagedieb ist. Es könnte doch immer möglich sein, daß der Mann wirklich Hunger hätte, und dieser Gedanke ist äußerst unangenehm. Ich bin satt und warm und dieser Bursche friert und hungert. Und für zwei lumpige Sous erkaufe ich mir Ruhe. Und das nennen die kurzsichtigen Toren nachher Nächstenliebe! Eine schöne Nächstenliebe! Egoismus ist es, nackter, abscheulicher Egoismus!

Und aus Egoismus lieben wir auch unsre Kinder, aus Eigensucht und Eigenliebe. Wir bilden uns nämlich ein, unsre Kinder seien eigentlich nur neuere Auflagen von uns selbst, und wir erkennen uns selbst in ihnen. Wir lieben uns also selbst in ihnen. Natürlich ist das auch wieder ein Irrtum. Soviele Eigenschaften das Kind auch mit dem Vater teilen mag, ebensoviele





besitzt es hinwiederum, die dem Vater fremd sind. Aehnlich mögen die beiden sein, gleich aber nur in den allerseltensten Fällen, und selbst wenn sie gleich sind, haben sie doch verschiedene Interessen, die die verschiedene Persönlichkeit dartun. Der Vater will zum Beispiel seine Zeitung lesen oder einen Brief schreiben, der Sohn aber will auf des Vaters Knie sitzen oder das väterliche Ohr zupfen oder sonst irgendeine Teufelei anzetteln, die den Absichten des Vaters schnurstracks zuwiderläuft. Trotzdem meint der beglückte Alte, der Sohn sei er sozusagen selbst, und das ist der Grund, ihn zu lieben. Es ist auch der Grund, ihn für einen Mordskerl zu halten, denn jeder hält sich insgeheim für einen Mordskerl. Wir sagen es nicht alle laut, wir schreien es nicht alle in die Welt hinaus. Das tun nur die wenigsten von uns, die Mehrzahl behält die Ueberzeugung von der eignen Vortrefflichkeit für sich und gibt das Geheimnis nur in intimer Gesellschaft oder nach hinlänglichem Genuß begeisternder Getränke preis. Aber sicher ist, daß ein jeder von uns diese gute Meinung von sich hat. Und logischerweise haben wir dann die nämliche gute Meinung von unsern Sprößlingen. Wir lachen sehr über den Nachbar, der seinen ungeratenen Lausbuben für etwas ganz Besonderes hält, und wundern uns über die Nachbarin, die nicht einsieht, daß ihr Aeltester dumm wie Bohnenstroh und ihr Jüngster noch dümmer ist, aber uns selbst geht es ganz genau ebenso. Den Teufel auch: soll ich





das Wesen, das ich für mein eignes verjüngtes Ich halte, für dumm erklären? Soll ich irgendeinen Fehler an ihm entdecken, der sich nicht in einen Vorzug ummünzen ließe? Nein, das kann kein Mensch von mir verlangen.

Also bin ich entschuldigt, wenn ich meinen nunmehr zweiundeinhalbes Jahr zählenden Erben für ein Genie ersten Ranges halte. Sicher ist er gescheiter als ich selbst. Gescheiter, weil er jünger ist. Wie schon erklärt, fange ich an einzurosten. Bei ihm aber ist davon keine Rede. Davon wird er erst in dreißig Jahren etwas spüren. Jetzt ist er geschmeidig, elastisch, aufnahmefähig wie ein Luftballon, der eben mit Gas vollgeblasen werden soll. Ich bin einer von den Leuten, die ihm das Gas einblasen. Also bin ich stolz auf ihn und auf sein Gas, und wenn er sein Genie betätigt, zittere ich vor stolzer Freude. Wenn er zum Beispiel Kuchen, Bonbons oder sonst eine Süßigkeit verlangt und die Antwort erhält, es sei nichts mehr da, er habe alles aufgegessen, so gibt er sich damit keineswegs zufrieden, sondern sagt in seiner lakonischen Sprache:

„Janjan, sehen!"

Janjan heißt er selbst, deutsch Hans, französisch Jean, daraus hat er Janjan gemacht. Janjan glaubt nicht, daß kein Bonbon mehr im Hause sei, denn er hat schon einmal jemand beim Flunkern in diesem Fall erwischt. Seither traut er nur noch den eignen Augen. Er will sehen, ehe er glaubt. Das gefällt mir. Der





ungläubige Thomas hat mir von je gefallen, schon in der Schule, als wir seine Geschichte zum erstenmal erfuhren. Es kam mir sonderbar vor, daß man ihn ob dieser Ungläubigkeit schalt und die andern Jünger, die glaubten, ohne gesehen zu haben, lobte. Es mag sein, daß dieser blinde Glaube nötig ist, um in den Himmel zu kommen. Ich weiß es nicht, aber jedenfalls werde ich nicht hineinkommen, wenn man das verlangt. Und meine Eigenliebe bringt mich dazu, mich über die gleiche Gemütsrichtung meines Sohnes zu freuen. Selber sehen will Janjan, und da hat er recht.

Ein weiser Amerikaner hat gesagt: „Wenn dir an einer Besorgung nicht viel gelegen ist, so schick' einen andern! Ist dir aber an der Sache gelegen, so geh' selbst!" Ebenso denke ich: „Wenn dir an einem Irrtum mehr oder weniger nichts gelegen ist, so glaub' ohne weiteres, was dir die Leute erzählen! Willst du aber deiner Sache sicher sein, so geh' selbst hin und gebrauche Augen, Ohren und alle übrigen Sinne!"

Daß mein Sohn ebenso denkt, freut mich.

Wenn Käse auf den Tisch kommt, ruft Janjan: „Automobil!"

Zuerst verstand ich das nicht. Was in aller Welt hat ein Automobil mit Käse zu tun? Endlich kam mir ein Dämmerschein: mein Sohn ist einfach ein ganz großartiger Kerl, ein Lumen mundi ersten Ranges. Ein Käse sieht allerdings nicht aus wie ein Automobil, und obgleich er auch manchmal von selbst wandert, so





konnte es doch diese Eigenschaft nicht sein, die Janjan zu dem Vergleich veranlaßte. Aber der Geruch! Merken Sie etwas? Wundert mich nur, daß Janjan den Vergleich nicht noch auf andre Dinge ausdehnt. Aber dazu ist er zu wohlerzogen.

Janjan glaubt an die Allgewalt der mütterlichen Liebe und an die Wunderkraft ihrer rein äußerlichen Betätigung. Vorgestern ist er mit der Mutter spazieren gegangen. An der Straßenecke sah er einen Bettelmusikanten, der ein hölzernes Bein hatte. So was hatte er noch nie gesehen, und der Anblick tat ihm weh. Er riß und zog an der Hand der Mutter, damit sie zu dem Musikanten hingehe:

„Armer Mann! Hat Wehweh an Bein: gib Kussi, Mama!"

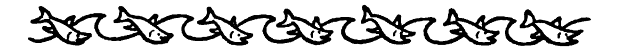
Und als die Mama trotz wieder und wieder, immer dringlicher, flehentlicher, gebieterischer ausgesprochener Aufforderung das Bein des armen Teufels nicht küssen und dadurch das Holz in Fleisch und Bein verwandeln wollte, machte Hans einen Heidenlärm auf der Straße und brüllte dermaßen, daß alle Leute stehenblieben und zuschauten.

„Mama, gib Kussi! Armer Mann, Wehweh an Bein! Gib Kussi!"

Die Mutter rettete sich mühsam, den schreienden und sich sträubenden Jungen fortschleppend.

Ach Gott, wie schön ist es, wenn man weniger als drei Jahre alt ist! Wie glücklich ist mein Sohn!





Wenn er sich irgendwo wehgetan hat, gibt ihm die Mutter einen Kuß, und das Wehweh ist weggeblasen. Und da hält er den mütterlichen Kuß für das Universalheilmittel, womit man Blinde sehen und Lahme gehen machen kann.

Aber der Bettler mit dem Stelzbein hat ihm einen Stoß gegeben: er hat ihn ein klein wenig aus seinem Paradiese getrieben: zwar zweifelt er noch nicht an der Allmacht des mütterlichen Heilmittels, aber an der Güte der Mutter ist ihm ein leiser Zweifel aufgestiegen. Als er heimkam, erzählte er seine Geschichte und schloß:

„Mama will nicht Kussi geben armem Mann, Wehweh an Bein. Böse Mama das! Böse Mama das!"

Ja, er fängt schon an, durch die Löcher und Spalten im Zaun aus dem Paradiese herauszuschauen. Jetzt denkt er, die Mutter ist böse, weil sie das Stelzbein nicht heilen will. Später wird er merken, daß sie es nicht heilen kann. An ihrer Güte wird er nicht mehr zweifeln, aber mit dem Glauben an ihre Allmacht wird es vorbei sein. Die Mutter ist sein Gott, und es geht ihm, wie es uns mit unsern Göttern geht — freilich nicht ganz so schlimm, denn wenigstens an der Existenz ist da nicht zu zweifeln, nicht an der Existenz und auch nicht an der Liebe. Nur die Allmacht schwindet — mit Gott geht es uns schlimmer.

Die Mutter findet reichliche Gelegenheit, ihr Universalheilmittel anzuwenden, denn Hänschen versteht es, sich auf alle erdenkliche Art wehzutun. Er stößt





mit dem Kopf gegen die Wand, gegen die Tür, gegen irgendeine Ecke, er klettert auf Stuhl oder Tisch und stürzt mit Gekrach herab, er klappt aus unergründlichen Ursachen plötzlich die Zähne zusammen und beißt sich dabei auf die Zunge, er klemmt sich die Finger an Türen und Schubladen, er fällt jede halbe Stunde auf die nackten kleinen Knie, die infolgedessen beständig kriegerisch, geschunden, blutrünstig, narbenbedeckt aussehen, er erwischt das Federmesser des Vaters vom Schreibtische, irgendein Tischmesser in der Küche und hackt damit an seinen Fingern herum, er plotzt auf die Nase, daß es nur so quietscht, kurz, sein Erdenwallen ist ein beständiger Kampf mit den ihn umgebenden Gegenständen, ein Kampf, bei dem er zwar siegt, aber der Sieg kostet ihn Mühen und Wunden.

Zu den leblosen — für uns erwachsene und steife, phantasielose und hölzerne Menschen leblos, für Hänschen aber sehr lebendig, mit Schalkheit und Mutwillen angefüllt — zu diesen leblosen Dingen also hat sich seit ein paar Wochen ein lebender Feind gesellt. Jetzt muß Hans sich nicht nur gegen die Tücken der Tischecken, der Türen, des Ofens, der Wand, des Fußbodens, des Tintenfasses u. s. w. verteidigen, sondern sein grimmigster Widersacher ist „Misère", der Hund.

Er heißt Misère, weil er höchst miserabel aussah, als er zu uns kam. Ich fand ihn naß und schmutzig, ausgehungert und lahm an der kleinen Place Ravignan, als ich nach Mitternacht auf dem Heimweg vorüber-





kam. Der arme Kerl raffte sich mühsam auf und folgte mir, als ich ein paar Worte mit ihm geredet und das wollige Fell gestreichelt hatte. Zuerst war er zurückgezuckt, wahrscheinlich empfangener Prügel eingedenk, dann trottete er hinter mir her.

Misère ist nicht der erste herrenlose Hund, den ich bei mir aufnehme. Aber früher dauerte diese Gastfreundschaft nie sehr lange. Was sollte ich in meiner Junggesellenstube mit einem Hunde anfangen? So ein Tier hat leider seine sehr natürlichen Bedürfnisse, und für ihre Befriedigung mag ich meine Stube nicht hergeben. Wenn ich also den armen Teufel des Nachts beherbergt hatte, nahm ich ihn am nächsten Tage mit ins Speisehaus, ließ ihn gehörig füttern und — verlor ihn dann wieder, was in einer großen Stadt eine sehr leichte Sache ist.

Aber jetzt ist das anders. Ich bin — hören und staunen Sie — Besitzer eines Gartens, eines wirklichen Gartens: eines Gartens, wo wirkliche, tatsächliche Bäume wachsen, wo Blumen blühen, wo Büsche grünen, wo der Wind in den Zweigen rauscht, wo die Vögel Nester bauen, wo die Katzen der Nachbarn ihre Konzerte geben. Folgern Sie aber daraus nicht, daß ich Millionär geworden bin. Leider nicht! Es ist wahr, daß in Paris nur Millionäre wirkliche Gärten besitzen. Aber es gibt Ausnahmen, erklärliche Ausnahmen. Meine Ausnahme erklärt sich dadurch, daß mein Garten ganz oben auf der Spitze des Mont-





martre liegt, wo die Droschkenkutscher nicht hinfahren wollen oder können, wo es nach zehn Uhr abends unheimlich still und einsam ist, wo uralte kleine Häuser stehen, wo kein Mensch wohnen will, der mit dem „monde" zu tun hat. Mit dem kleingeschriebenen französischen „monde" natürlich; den großen goldenen Mond, den sehe ich da oben besser als irgendwo sonst in Paris, und er leuchtet mir oft freundlich, wenn die Laternen versagen.

Also ich habe einen Garten, einen Garten und ein Häuschen. Und ringsum liegen andre Gärten und andre Häuschen. Von dem Lärm der Großstadt dringt zu uns nur ein unbestimmtes Rauschen, dem fernen Brausen des Meeres vergleichbar. Nachts hören wir nur bellende Hunde, krähende Hähne und — leider! — Revolverschüsse. Diese Revolverschüsse, dazu die Katzen, die meinen Garten besuchen, um meine Vögel zu fangen oder um mit ihren Konzerten meine Ruhe zu stören, machen die Anwesenheit eines grimmigen Wachhundes wünschenswert, eines kannibalischen Ungeheuers, das Revolvermenschen und Katzen stellt, anfällt, in Stücke reißt, auffrißt.

Misère soll dieses Ungeheuer vorstellen.

Ganz erfüllt er diese Aufgabe nicht. Es ist wahr: er bellt mitunter, wenn ich nach Mitternacht heimkomme. Aber ebensooft rührt er sich nicht und schläft den Schlaf des Gerechten in seinem warm mit Stroh gefütterten ehemaligen Weinfasse, das ihm als Woh-





nung dient. Und ich fürchte sehr, vor Revolvermenschen hat er nicht weniger Angst als vor den Katzen, denen er nur nachläuft, wenn sie weglaufen, und vor denen er wegläuft, wenn sie sich umdrehen und ihn anpfauchen. Kurz, ich habe den Verdacht, daß dieser Misère ein Luxushund ist, ein Hund für reiche Leute, ein Hund, der nur fressen und schlafen will. Ein Luxushund! So sah er nicht aus, als ich ihn fand. Aber der Schein trügt bei Hunden wie bei Menschen.

Wenn Misère Angst vor fremden Menschen und vor den Katzen hat, so ist es ihm dagegen gelungen, unserm Hans den äußersten Respekt einzujagen. Ich sage, es ist ihm gelungen, aber das ist wohl nicht der richtige Ausdruck, denn sicherlich hat der brave Hund eine solche Absicht keinen Augenblick verfolgt. Nein, es ist ganz gegen seinen Willen, daß Hänschen ihn als ein gefährliches Ungeheuer fürchtet. Er tut alles, was in seinen Kräften steht, um meinen Sohn von seinen freundschaftlichen Gefühlen zu überzeugen, aber es nützt ihm nichts: Hans hält ihn für einen grimmigen Bluthund.

Misère ist allerdings ein dummer Kerl und versteht nicht, sich einzuschmeicheln. Er springt täppisch an den Personen in die Höhe und salbt sie mit seinen schmutzigen Pfoten, und beim Spielen schnappt er mitunter etwas stark zu und sein Kuß wird zum Biß, sein Streicheln zum Kratzen. Das kommt von seiner großen Jugend: mein Sohn mit seinen dritthalb Jahren ist





ein alter Mann gegen Misère, der kaum mehr als vier oder fünf Monate zählt. Wenn die beiden zusammen spielen, setzt es gefährliche Streiche von beiden Seiten. Misère springt an Hänschen auf und wirft den Kleinen zu Boden, daß es klatscht. Hänschen haut mit Stock, Löffel, Hammer zu und trifft, wo es eben hinlangt. Misère schnappt nach den nackten Waden des Kleinen, und Hänschen zaust ihn fürchterlich an Ohren, an Schwanz und Schnurrbart, wo er ihn gerade erwischt.

Die beiden stehen also auf dem Kriegsfuß, und zwar hat Hans die größte Angst, wie er auch der grausamste Gegner ist. Denn wenn der Bub ihn in Ruhe läßt, denkt Misère nicht daran, ihn in die Waden zu beißen: das tut er erst, wenn sich Hans um ihn kümmert. Der Hund glaubt, Hans wolle Nachlaufen spielen, läuft nach und packt ihn. Außerdem schnappt er nach dem kleinen Bösewicht, wenn dieser ihm die Fingerchen in die Augen bohrt oder ihn sonst irgendwie quält.

Hänschen fürchtet sich entsetzlich, wenn der Hund angesprungen kommt. Dann schreit er und drängt sich an die Hosen des Vaters oder an die Schürze der Mutter, wo er Schutz findet. Wenn sich aber Misère nicht um ihn kümmert, dann eilt Hans herbei, zaust und schlägt ihn und treibt es so lange, bis der Uebermut wieder der Angst weicht.

Ach, ich fürchte, ein solcher Hund Misère wird den Kleinen sein ganzes Leben lang begleiten: immer wird





er dem Enteilenden nachstreben, immer wird er das sich Darbietende zurückstoßen. Es wird ihm gehen wie uns allen, wie dem Hans aus dem Schnokeloch des elsässischen Verschens:

Der Hans üs 'm Schnokeloch,
Der weeß nit, was er will.
Und was er will, das hot er nit,
Und was er hot, das will er nit.
Der Hans üs 'm Schnokeloch,
Der weeß nit, was er will.





3

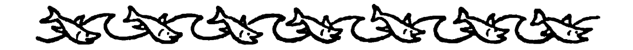
Die Geschichte vom Sündenfall

In meinem Schlafzimmer hängt eine Photographie des von Michelangelo an die Decke der Sixtinischen Kapelle gemalten Sündenfalles. Darüber habe ich mit meinem Sohne ein lehrreiches Gespräch geführt. Sie müssen wissen, daß mein Sohn, der jetzt drei Jahre zählt, der erste ist von uns dreien, der am Morgen aufwacht. Und nachdem er seine Mutter durch frohes Krähen geweckt hat, klettert er aus seinem Bettchen, läuft patsch, patsch mit den nackten Füßchen an die Tür, klinkt auf, patscht über den Gang, macht die Tür auf und erscheint mit dem Siegesrufe:

„Le voilà!"

Denn er spricht von sich selbst stets in der dritten Person, und leider ist ihm das Französische geläufiger als das Deutsche. Zwar rede ich nur Deutsch mit ihm, und er versteht alles, aber ich glaube, insgeheim hält er mich sozusagen für geistesschwach oder zum mindesten für wunderlich. Da alle andern Menschen Französisch mit ihm sprechen, muß er glauben, ich hätte in meiner Wunderlichkeit für mich allein zu meinem Privatgebrauch eine eigne Sprache erfunden, und da hält er es nicht für nötig, seine Zunge in den Dienst dieser väterlichen Tollheit zu stellen. Nur einige wenige





deutsche Wörter, die auch die Mutter adoptiert hat, hat er in seinen Wortschatz aufgenommen, und wenn ihn jemand nach seinem Namen fragt, antwortet er vergnügt:

„Lieber Bub!“

Nachdem er seinen morgendlichen Einzug gemeldet, macht er sich alsbald an die Besteigung des väterlichen Bettes. Und dann muß ihm der Vater schöne Lieder vorsingen. Er kennt sie alle, obschon er sie nicht bei ihrem eigentlichen Titel nennt. Als Titel benutzt er das, was ihm als markant auffällt. Den „Jäger aus Kurpfalz“ nennt er „Kuckuck“, weil darin ein Kuckuck vorkommt; „O Straßburg“ ist für ihn „Soldat“; das Lied von dem am Nil spazierenden Musikanten heißt „Musika“, und die herrliche Ballade von dem Bauer, der ins Heu fahren sollte, heißt bei ihm „Haha“.

Wenn wir fertig sind mit Singen, was aber eine lange Zeit dauert, denn wie Johann, der muntere Seifensieder, weiß ich viele schöne Lieder, erzählen wir uns Geschichten, deren Anlaß eben unsre Lieder sind. Er will wissen, wo der Wirtin Töchterlein gewohnt hat, wo der Rhein ist, warum die drei Burschen da eingekehrt sind, ob sie noch dort sind, ob wir heute oder morgen hingehen, ob der Wein gut ist für den lieben Bub, oder ob nur der Papa davon trinken darf. Er will wissen, was für ein Tier der Kuckuck ist, wo er wohnt, ob es da schön ist, was er da macht, ob er





beißt, ob der liebe Bub ihn mit einem Stein werfen und fortjagen kann, oder ob er ihm Schokolade mitbringen soll.

Das gibt lange Geschichten, und obgleich der Zeitungsschreiber kraft seines Amtes über jedes Thema lang und breit schreiben kann, einerlei, ob er etwas von der Sache weiß oder nicht, drängt mich mein Sohn doch sehr häufig dermaßen an die Wand, daß ich weder ein noch aus weiß. Gewöhnlich entgehe ich ihm durch eine Diversion, aber mitunter läßt er sich nicht verlocken, sondern bleibt fest bei seinem Thema, und dann muß der arme Papa jetzt schon dem Dreijährigen eingestehen, daß er nicht allwissend ist.

Dies ist betrübend, denn gemeiniglich fangen die Söhne erst so mit zehn, zwölf oder vierzehn Jahren an, die Allwissenheit der Väter in Zweifel zu ziehen. Ich aber befinde mich schon dem Dreijährigen gegenüber in dieser schmachvollen Lage.

Vom Bette aus blickt man gerade auf das Bild Michelangelos. In der Mitte ist der Baum, links an ihm windet sich die Schlange hinab und reicht den beiden Sündern die verbotene Frucht, rechts vertreibt ein grimmiger Engel die Schuldigen.

„Was ist das für ein Bild?“

„Das? Das ist der Adam und die Eva.“

„Was machen der Adam und die Eva?“

„Die sind in einem schönen Garten, da essen sie die Aepfel von dem Baum. Aber da kommt der Mann,





dem der Garten gehört, und jagt sie fort. Er hat sie in den Garten gelassen und ihnen gesagt: ‚Aber meine Aepfel dürft ihr nicht essen!' Und da haben sie ihm doch die Aepfel gegessen."

„Ach, er jagt sie fort, weil er selber die Aepfel ganz allein essen will!" sagt Hänschen nach einigem Ueberlegen und fügt hinzu: „Böser Mann das!"

Dann fällt ihm ein, daß unten im Garten auch ein kleines Apfelbäumchen steht, und daß man ihm verboten hat, die kleinen unreifen Früchte abzureißen und in den Mund zu stecken.

„Lieber Bub ißt nicht die Aepfel von dem Baum, sie sind nicht gut, sie sind zu klein," schließt er seinen Ideengang.

Daß jemand das Aepfelessen verbieten könnte, nur um etwas zu verbieten, das will ihm nicht in den Kopf. Er denkt: entweder sind die Aepfel noch nicht reif oder aber der Besitzer des Gartens will sie selber allein essen.

Mein Sohn weiß noch nichts vom Aepfelwein, sonst hätte er meine Geschichte des Sündenfalles vielleicht so beantwortet wie jener Indianerhäuptling, von dem Benjamin Franklin in seiner schalkhaften Weise erzählt. Da war ein schwedischer Missionar in ein Indianerdorf gekommen, hatte die Ratsversammlung zusammengetrommelt und den aufmerksam Lauschenden seine frohe Botschaft verkündet, anfangend mit dem Sündenfall, endigend mit dem Opfertode und der Auf-





erstehung des Heilandes. Als er fertig war, blieben die Rothäute eine ganze Stunde ohne Bewegung und ohne Laut sitzen, als ob sie in tiefes Nachdenken über das Gehörte versunken seien, und Benjamin Franklin erläutert, das sei so ihre Art, höflich zu sein, denn wenn sie gleich ohne Nachdenken antworteten, so bedeute das, das Gehörte sei des Nachdenkens nicht wert gewesen.

Als sie eine Stunde nachgedacht hatten, erhob sich der älteste Häuptling und sagte:

„Wir danken unserm weißen Bruder, daß er den weiten Weg von den Häusern des weißen Mannes bis zu unserm Wigwam gemacht hat, um uns die guten Dinge mitzuteilen, die er von seinen Müttern erfahren hat. Wir danken ihm und glauben, daß er recht hat in allem, was er sagt: es ist nicht gut, die Aepfel vom Baume zu nehmen und sie zu essen. Besser ist es, man macht Aepfelwein aus ihnen."

Damit endet die Geschichte bei Franklin nicht, sondern es folgt noch eine sehr schöne Moral, die aber hier nicht mehr hergehört. Trotzdem will ich sie erzählen, denn ich weiß, daß ich beinahe der einzige lebende Mensch bin, der Franklins ausgezeichnete Schriften gelesen hat, und es macht mir großes Vergnügen, sie meinen Lesern zu empfehlen.

Der Indianerhäuptling will sich bei dem Missionar revanchieren und erzählt ihm auch seinerseits eine von seinen Müttern überlieferte gute Sache. Es ist das eine sehr hübsche Geschichte, wie zwei Jäger, die einem





fremden Weibe ihre Hütte zum Nachtquartier eingeräumt haben und selbst im Freien schlafen, am Morgen von der unbekannten Fee für ihre Gastfreundschaft belohnt werden: wo sie gelegen hat, wächst Mais, wo ihre rechte Hand ruhte, sprießt Tabak, und wo die Linke den Boden berührt hat, reifen Bohnen.

Ich kann mir nicht helfen: ich finde diese indianische Legende schöner und moralischer als die Aepfelgeschichte der Bibel. Franklin war vermutlich der gleichen Ansicht, aber er läßt seine Meinung nur durchschimmern und fährt fort, wie der Missionar aufgefahren sei und gegen eine solche Beleidigung protestiert habe, daß man seine heilige Wahrheit mit so blödsinnigen Fabeln zusammenzubringen wage.

Darauf habe der Indianerhäuptling erwidert:

„Mein weißer Bruder, wie mir scheint, haben deine Eltern deine Erziehung vernachlässigt; sie haben dich nicht in den Regeln der allgemeinen Höflichkeit unterwiesen. Du hast gesehen, daß wir, die wir diese Regeln kennen und befolgen, alle deine Geschichten glaubten. Warum willst du jetzt unsre Geschichten nicht glauben?“





4
Das Puppenspiel

Im Puppenspiel hat mir der Knabe Hans eine große Enttäuschung bereitet.

„Das Kölner Hännesge“, das alljährlich auf unserm Jahrmarkte zu erscheinen pflegte, gehört mit zu meinen liebsten Kindheitserinnerungen. Das war herrlich, wenn die Knüppel und die Besen auf die harten Holzköpfe niederprasselten, wenn die hölzernen Nasen und Mäuler mit lautem Knalle gegen die Pfosten prallten, wenn es fürchterliche Schläge und Prügel regnete.

Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich an solchen Prügeleien einen Heidenspaß habe. Denn ich bin der friedfertigste Mensch von der Welt und halte Krieg und Kriegsgeschrei für ein unsrer Kultur unwürdiges Ueberbleibsel einer barbarischen Zeit. Aber an Prügeleien habe ich Spaß, Heidenspaß, und ich stehe dabei nicht allein. Cervantes freut sich nirgends mehr als bei seinen die Grenzen alles Grausamen weit hinter sich lassenden Prügeleien: wenn der Alguazil dem ohnehin schon erschöpften und kranken Ritter die eiserne Lampe an den Kopf wirft; wenn Sancho und Maritorne einander zausen, kratzen, raufen, daß keine heile Stelle in ihrer Haut bleibt; wenn der Maultiertreiber auf das Bett steigt, „sich auf den darin Liegenden





begibt und ihn nach Herzenslust zerstampft"; wenn Zähne und Rippen eingeschlagen, menschliche Felle geschunden, Bärte ausgerissen und Gottes Ebenbilder auf die greulichste aller Arten geprügelt werden. Die beiden englischen Cervantes, Fielding und Smollett, haben nicht weniger Spaß an den Prügeleien wie ihr spanischer Meister, und neuerdings schildern die amerikanischen Humoristen mit Vorliebe Prügelszenen. Kurz, ich glaube, Prügel haben ungemein viel mit Humor zu tun, und ich wollte, einer unsrer tiefgründigen deutschen Gelehrten, die allen Dingen auf die Ursache zu prüfen gewohnt sind, machte sich einmal an die Sache und erklärte mir, warum ich, der ich den Frieden liebe, an den Schlägereien Spaß habe.

Aber im Puppenspiel gefiel mir nicht nur das Prügeln. Da waren noch ganz andre Dinge, die uns zu atemloser Spannung begeisterten. Da war der Schurke, der den Helden totschlagen wollte und der uns in einem Selbstgespräch in seine schwarzen Pläne eingeweiht hatte. Wir wußten, was er vorhatte, als er sich hinter einem Baume versteckte und den Dolch zog. Unser Liebling aber, der Held, wußte es nicht. Also suchten wir ihn zu retten und riefen ihm zu, sobald er eintrat, sich vor dem Halunken hinter dem Baum in acht zu nehmen. Er aber, der taube Kerl, hörte uns nicht. Jetzt zog der Schurke den Dolch. Unsre Haare sträubten sich, wir alle schrien laut, da sprang der Held einen Schritt zurück, der Degen blitzte





in seiner Hand, der Schurke wandte sich eiligst zur Flucht, und nun kam die Schöne und tröstete den Helden. Das war herrlich!

„Das Kölner Hännesge" genügte uns nicht, um so weniger als unser Jahrmarkt nur drei Tage dauerte und als wir nicht jeden Tag den zum Besuche des Puppenspieles nötigen Groschen erhielten. Also machten wir uns unser eignes Puppenspiel. Das Theater war eine große Kiste, von der die Vorderwand in der oberen Hälfte ausgebrochen war. Die Lücke war die Bühne unsrer Puppen, diese aber hatten Köpfe aus Kartoffeln, der Kopf stak an einem langen Stecken, und irgendein Lappen bildete die nötige Gewandung. Das war sehr schön, aber zum Unglück waren unsre Spiele auf die starken Holzpuppen und Hännesgens berechnet, die auch den fürchterlichsten Puff aushalten konnten. Unsre Kartoffelköpfe dagegen sprangen schon bei der kleinsten Ohrfeige entzwei und vom Stecken, und nach der ersten Minute mußten wir immer mit kopflosen Puppen spielen, was der Illusion außerordentlichen Abbruch tat.

Dieser Jugendgenüsse eingedenk, gedachte ich meinem Sohne eine ganz besondere Freude zu machen, als ich ihn zum Puppenspiele führte.

In vielen Dingen ist die Jugend der Großstadt übel dran. Wenn ich an das herrliche Wesen denke, das wir in Feld und Wald, am Flusse und auf den Bergen hatten, an das Stibitzen der Weintrauben,





Aepfel, Pflaumen, an die Jagden, die Förster und Schütz hinter uns her machten, an die Höhlen und Steinhütten, die wir in des Waldes tiefsten Gründen als unserm Räuberhandwerk nützliche Schlupfwinkel errichteten, ach, dann tut mir das arme Hänschen leid, das diese schöne Untaten nicht verüben, das seine herrlichste Lebenszeit auf grau gepflasterten Straßen zwischen grauen Steingefängnissen der Großstadt verbringen soll.

Aber anderseits hat das Kind der Großstadt tausend andre Genüsse alltäglich zu seiner Verfügung, die auf dem Dorfe oder in der kleinen Stadt nie oder selten zu finden sind. Zu uns kam einmal im Jahre das Puppenspiel, hier aber kann ich alle Tage sechs oder zehn verschiedene Puppenspiele sehen, wenn mir das Vergnügen macht. Es gibt in Paris Puppenspiele für alle Stände und für alle Börsen. Gleich neben der Wohnung des Präsidenten der Republik machen sich an den Elysäischen Feldern zwei Puppentheater Konkurrenz, deren jedes durch den Luxus seiner Ausstattung den Gegner aus dem Felde zu schlagen sucht. Da gibt es Sitze für Plutokratenkinder, die den Puppenschlachten für zwei Franken zuschauen. Im Tuileriengarten und auch im Luxembourggarten geht es nicht ganz so vornehm und teuer her, und auf den Buttes Chaumont sowie am Square St. Pierre am Fuße der neuen Montmartrekirche zahlen die Kinder der Proletarier nicht mehr als eine Kupfermünze, um den beliebten Missetäter Guignol bei der Arbeit zu sehen.





Dahin führte ich meinen Sohn.

Das Theater ist ein etwa zwei Meter breites Häuschen, die Bühne etwa einen Meter hoch. Der Zuschauerraum wird durch von Baum zu Baum gespannte Stricke von dem übrigen öffentlichen Garten abgetrennt, und damit die neugierigen Kinder nichts sehen können, wenn sie nicht bezahlt haben, hängen von diesen Stricken Plantücher herab. Ganz hermetisch ist dieser Abschluß freilich nicht: einige Risse und Löcher erweisen sich den Neugierigen gnädig, und ganz böse Buben heben einfach die Zipfel auf und schauen hinein. Dagegen aber wacht Madame Guignol, die Gefährtin des Künstlers, der unsichtbar in dem Kasten sitzt und die Puppen agieren und sprechen läßt. Unaufhörlich umkreist sie ihren kleinen Raum und verjagt die Bösewichter, die ihren Sou nicht zahlen und trotzdem das Schauspiel sehen wollen.

Einige zwanzig Sitze genügen für das kleine Publikum: Mütter und Kindermädchen mit ihren Schützlingen. Sie sitzen genau so da, wie wir vor dem „Kölner Hännesgen" saßen, entzückt, gespannt, atemlos. Hänschen und ich setzen uns zu ihnen und warten auf den Anfang. Der Kleine weiß nicht, was da geschehen soll, und ist sehr ungeduldig.

Endlich klingelt es, und die Stimme des im Kasten Verborgenen meldet, daß die Vorstellung alsbald beginne, und zwar solle die Geschichte von Anatole und Georgette aufgeführt werden. Die Kleinen rücken un-





ruhig auf den niederen Bänken hin und her, und als es noch einmal klingelt, brechen einige in ein Freudengezwitscher aus.

Mein Sohn zwitschert nicht mit, was ich der Neuheit dieser Eindrücke zuschreibe. Ohne Unterlaß gehen seine Augen hin und her, von mir auf das Theater, vom Theater zu den Kindern und Frauen um ihn.

Aber jetzt klammern sich seine Augen an das Theater. Man sieht noch nichts, aber dort wird fröhlich und laut „Malbroug s'en va-t-en guerre" gepfiffen. Jetzt erscheint der Pfeifer, Anatole selbst, er tanzt rund um das Theater, singt ein fröhliches Lied und macht dann an der Rampe halt, um die Zuschauer zu begrüßen, was die Kinderschar mit großem Beifall belohnt.

Kaum ist dies geschehen, so erscheint ein großer zottiger Hund, den Anatole kennt, denn er redet ihn bei seinem Namen „Türk" an. Er kennt ihn, aber sein Freund ist er nicht, denn „Türk" knurrt und schnappt nach ihm, während Anatole ihn mit gütigen Reden zu beschwichtigen sucht und ihm dabei ängstlich aus dem Wege geht, eine Szene, die von Hänschen mit Spannung verfolgt wird. Denn Hänschen besitzt ja selber einen Hund, dessen Launen ihn immer noch häufig mit Schrecken und Furcht erfüllen, und so kann er die Gefühle Anatoles neben diesem knurrenden zottigen Untier verstehen und mitfühlen.

Er schreit fast so laut wie Anatole selbst, als dieses





Ungetüm dem armen Männlein an die Nase springt und daran mit seinen Zähnen eine gute Weile hängen bleibt, obgleich Anatole wie ein Besessener im Kreis herumtanzt und fürchterlich heult und um Hilfe schreit.

Erleichtert atmet er auf, als „Türk" endlich losläßt und davonläuft, während Anatole zurückbleibt und seine Nase reibt. Bald erhält er Gesellschaft: der Besitzer des Hundes erscheint, und Anatole macht ihm bittere Vorwürfe. Ein Wort gibt das andre, die beiden schimpfen einander grausam, schließlich rafft jeder von ihnen einen fürchterlichen Knüppel auf, und es beginnt eine rasende, entsetzliche Schlacht mit Wutgeheul und Waffengedröhn. Sooft ein Knüppel auf einen Holzkopf niedersaust, tut es einen unmenschlichen Krach, und die ganze Zuschauerschar jauchzt vor Entzücken.

Die ganze Zuschauerschar?

Nein, es gibt eine Ausnahme, und das ist eben die Enttäuschung, die mir mein Sohn bereitet hat. Hänschen hat keinen Spaß, aber auch nicht den allergeringsten an diesen Prügeleien. Statt froh zu jauchzen, wenn der Knüppel niederkracht, verbirgt er sein Gesicht in meinem Rock und wimmert ängstlich.

„Wir wollen weggehen, schnell weggehen. Das sind häßliche, böse Männer! Ich will sie nicht mehr sehen!"

Vergebens suchte ich ihn zu beruhigen. Der Junge will wirklich nicht zusehen, wenn sich die Leute mit





Knüppeln den Schädel einschlagen, ein Schauspiel, das doch andern Kindern und auch Erwachsenen das größte Vergnügen macht. Sollte dem Jungen der Humor von der Sache verborgen bleiben?

Drei Tage später habe ich ihn in einen Zirkus geführt. Als alles sich vor Freuden über die Dummheiten der buntbemalten Fratzengesichter wälzte, fing Hänschen bitterlich zu weinen an, zog energisch an meiner Hand, um sich und mich vor den Clowns zu retten, und sagte:

„Ich will die häßlichen Männer nicht sehen!"

Und als gehorsamer Papa bin ich aus dem Zirkus wie aus dem Puppenspiel weggegangen, ehe die Sache ordentlich begonnen hatte.

Nun aber zerbreche ich mir den Kopf und frage mich, was ich diesem meinem Sprößling zeigen soll, der bei Dingen, die andern Kindern höchste Freude machen, in Tränen ausbricht.

Soll ich ihn zu den Tieren im Zoologischen führen? Eines Tages nahm ich ihn mit in eine Kunstausstellung, nicht um ihm die Bilder zu zeigen, sondern weil ich gerade hingehen mußte und doch auch mit meinem Sohne spazierengehen wollte. Da erregte der Dreijährige einen Auflauf, denn er stellte sich vor ein Bild, das, die rechte Wahrheit zu sagen, allerdings zum Lachen schlecht war, und fing da an zu lachen, nein, zu brüllen vor Lust und Freude, daß alles zusammeneilte, den Jungen und das Bild anschaute und mitlachte.





Dieser Erfolg ermutigte den Kleinen zu immer lauterem Lachen und Lärm, und schließlich wurde ich von einem strengen Saalhüter gebeten, den lachenden Schreihals zum Schweigen zu bringen oder den heiligen Ort zu verlassen, was ich denn auch tun mußte, denn zum Schweigen bringen läßt sich Hänschen nicht: man müßte ihm denn einen Knebel anlegen.

Der Knebel aber wäre nicht angebracht im Hause eines Zeitungsschreibers: wir sind hier alle für die Freiheit der Presse und der öffentlichen Meinung, also mag Hänschen immerhin lachen und schreien!





5

Ein Kapitel vom Gehorsam

Ich wollte, ein weiser Mann — es gibt ihrer ja so viele, welche die Weisheit mit dem Löffel gegessen haben, und besonders unter den Junggesellen finden sich sicher viele, die mir Bescheid geben können — also ich wollte, ein weiser Mann erklärte mir einmal gründlich, was es mit dem Gehorsam der Kinder auf sich hat. Immer habe ich gehört, daß der Gehorsam die erste Kindespflicht wie die Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, und nun muß ich das erleben!

Denn ich erlebe, daß mein Sohn, der Hans, nicht daran denkt, mir oder einem andern zu gehorchen. Und das betrübt mich. Sollte der Bursche eine Verbrecherseele im jugendlichen Busen tragen?

Neulich las ich in einer von Johannes Trojan geschriebenen Autobiographie, daß er im Leben viel Glück gehabt habe, nur ein einziger sehnlicher Wunsch sei ihm versagt geblieben: der, ein Stückchen Gartenland zu besitzen. Da ist es mir besser ergangen, wenigstens in diesem Punkte. Ich habe ein Stückchen Gartenland, obgleich ich in Paris lebe. Allerdings bin ich nicht der Besitzer, sondern nur der Mieter, und bei dem unwiderstehlichen Ansturm der Mietskasernen, die dem Gipfel des Montmartre immer näher kommen, ist





es nur eine Frage beschränkter Zeit, wann mein Gärtchen von diesem Moloch der Großstadt verschlungen werden wird.

Vorläufig aber sitze ich noch drin und bewirtschafte mein Gut. Was da alles wächst, können Sie sich gar nicht vorstellen, und ich könnte ein ganzes Buch über den Gartenbau, wie wir ihn betreiben, verfassen. Wir alle arbeiten mit: Papa, Mama, Hänschen und Misère, der Hund. Dieser Misere ist allerdings ein miserabler Kerl und seine Arbeit ist nicht von der Art, wie sie der Gartenkünstler wünscht. Sie besteht darin, daß er unmenschlich tiefe Löcher gräbt und daß er sich dazu gerade solche Stellen aussucht, die zur Anlage köstlicher Blumenbeete bestimmt, umgegraben, gerechelt, besät und bepflanzt sind. Die ungeheure Tätigkeit Misères bewog uns zuerst, ihn an der Kette zu halten, aber erstens tat uns der arme Bursch leid, und zweitens vollführte er ein solches Geheul, daß wir nicht schlafen konnten und daß die Nachbarn klagten. Also mußten wir ihn gewähren lassen, und die nachtschlafende Zeit benutzte er vornehmlich zum Graben seiner Löcher.

Unterstützt wurde er in seinen Bemühungen von einer benachbarten Katze, die meinen Garten für ein Rieselfeld zu halten schien, und zwar keine tiefen Löcher grub, wohl aber die Oberfläche aufscharrte und junge Pflänzchen zerstörte. Und dann half und hilft mein Sohn, was ich ja eben als Beispiel seines Ungehorsams anführen will.





Den Hund Misère habe ich schließlich besiegt, indem ich mit großem Aufwand von Geld, Zeit und Kunst ein herrliches Drahtgitter rings um alle Beete herumgeführt habe, so daß der Uebeltäter nicht mehr an unsre Pflanzungen kommen kann. Das heißt: er kann schon, aber es macht ihm zu viel Mühe, über das Gitter zu springen, und so zieht er es vor, seine Löcher in die Gartenwege zu graben, was ja auch ein sehr anmutiger Sport ist. Sehr häufig sitzt Hänschen dabei, arbeitet heftig mit einem kleinen Spaten, lädt die ausgegrabene Erde auf seinen Karren und fährt sie nachmals in irgendeine andre Ecke meines Landgutes, das ungelogen wenigstens zehn Meter lang und fast halb so breit ist. Hänschen und Misère verstehen einander also vortrefflich, und wenn man sie nur gewähren ließe, würden sie bald einen Garten geschaffen haben, wogegen die Buttes Chaumont eine flache Ebene wären.

Wie Sie schon bemerkt haben, bin ich ein nachgiebiger Mensch, denn ich habe dem Hund Misère nachgegeben. Aber Sie sollen nicht glauben, daß das so schnell gegangen wäre. Nein, ich habe mich wochenlang als Hundebändiger und Erzieher versucht. Jedesmal, wenn die Bestie ein Loch gegraben hatte, packte ich sie, drückte ihr Schnauze und Kopf in die frische Höhle und verabreichte ihr die Prügel, die ich für angemessen hielt. Vermutlich aber habe ich das rechte Maß nie finden können, denn Misère machte sich aus





den Prügeln nicht mehr als — nun, um es gerade heraus zu sagen, nicht mehr als Hänschen.

Hänschen wird allerdings sehr wenig geprügelt, ja, ich kann sagen: er wird überhaupt nicht geprügelt. Erstens habe ich an Misère gesehen, daß Prügel nichts helfen, zweitens hat Hänschen selbst mir die gleiche Lehre erteilt, drittens brauche ich mich nur meiner eignen Jugend zu erinnern, um zu wissen, daß die ungezählten Prügel, die über mich ergangen sind, mir niemals und nirgends auch nur einen Augenblick den allergeringsten moralischen Nutzen gebracht haben.

Wie schon gesagt, wachsen in meinem Garten die mannigfaltigsten Dinge; ich habe da wilden und guten Wein, ein Apfelbäumchen, ein halbes Dutzend Fliederbüsche, Stachel-, Johannis- und Erdbeeren, ein Tannenbäumchen, das ein besonderes Kapitel verdient, denn ich habe es zur Freude Hänschens letzte Weihnachten gekauft, und es hat acht Tage lang im Glanz der Lichter in der Stube gestanden, ehe ich es, nur um die Stube von ihm zu befreien, in den Garten schaffte, wo es zu meiner großen Ueberraschung im Lenz schöne zarte Knospen trieb, die sich jetzt in goldengrüne, samtweiche junge Nadelzweige verwandelt haben. Daraus können Sie sehen, wie fruchtbar und gesegnet der Erdboden des Märtyrerberges ist und welche Sünde die abscheulichen Spekulanten begehen, die den heiligen Boden mit ihren unheiligen Mietskasernen bedecken.

Meine Liste ist noch lange nicht fertig: ich habe





einen Holunderbaum, der ganz mit wildem Wein und mit Waldrebe überwuchert ist und so eine herrliche Laube bildet; ich habe vier oder fünf junge Ahornbäume, die sich um ihren stattlichen Vater scharen; ich habe sechs oder acht schöne Büsche Farnkraut, die ich eigenhändig im Walde von Villers-Cotterets aus der Erde gegraben und in einer Zeitung eingewickelt nach Paris gebracht habe; ich habe einen wunderbaren Eibenbaum, mit dem ich aber nicht zufrieden bin, denn obschon ich ihn für fünf bare Franken gekauft habe, besteht der Undankbare darauf, zu vertrocknen und einzugehen, und wer gibt mir nun meine fünf Franken wieder?

Dann habe ich eine Wiese, fast so groß wie ein Billardtisch, und endlich — hören und staunen Sie! — habe ich einen Kartoffelacker.

Mein Kartoffelacker! Das Herz geht mir auf, wenn ich an meinen Kartoffelacker denke! Er ist meine Schöpfung, meine ganz allein! Die Franzosen wären niemals imstande, auf die Idee eines Kartoffelackers in Paris zu kommen. Eher würden sie ein Weizenfeld anlegen. Aber ein armer verlassener deutscher Waisenknabe, der kann im Welschland auf eine solche Idee kommen. Denn die Kartoffel ist für ihn etwas ganz andres als für den Welschen. Der Franzose ißt vier- bis zehnmal mehr Brot als der Deutsche, in der Bretagne nährt er sich von Buchweizen, in der Auvergne von Kastanien, die dort zu Kuchen, Brot, Brei





und hundert andern Dingen verarbeitet werden. Von Kartoffeln aber lebt der Franzose nirgends oder höchstens in den an Deutschland und Belgien grenzenden Landesteilen. Was die Kartoffel für den Deutschen ist, kann nur noch der Irländer nachfühlen, in allen andern Ländern ist sie einfach ein Gemüse wie Kohl, wie Gelbrüben, wie Spinat, nicht mehr und nicht weniger.

Mein Kartoffelacker hat also nicht nur eine praktische, sondern auch eine sentimentale Bedeutung: er ist das Symbol des deutschen Vaterlandes auf der höchsten Spitze von Paris, und da Symbole nicht groß zu sein brauchen, schadet es nichts, daß eine ordentliche deutsche Familie von meiner Kartoffelernte gerade ein einziges Mittagessen halten könnte und dann hungrig nach mehr schrie.

Ist es nun das französische Blut in meinem Sohne oder sonst etwas Unergründliches, sicher ist, daß der Kleine ein schlimmerer Feind meines Kartoffelackers ist, als es je eine Familie von Koloradokäfern hätte werden können. Er hat ihn zu seinem ganz speziellen Tummelplatz erkoren und stampft unbarmherzig nieder, was sich an grünen Sprossen und Blättchen herauswagt.

O, was habe ich da gekämpft für meine liebliche, heimatliche Knollenfrucht! Ich habe die schönsten lehrreichsten und trefflichsten Mahnreden gehalten, die jemals ein Jugenderzieher von sich gegeben hat. Ich habe dem Kleinen vorgestellt, wie herrlich sich die





grünen Sträucher entwickeln, wie da bläuliche und rötliche Blüten kommen, wie aus den Blüten runde grüne Klicker entstehen, wie endlich unten unter der Erde treffliche Kartoffeln gedeihen würden, die wir dann gebraten und gekocht, als Salat, als Brei, als Pfannkuchen, in hundert andern Gestalten aufessen könnten, daß es eine Lust und eine Freude wäre. Der Kleine hörte mich an wie ein gelehriger Schüler, und wenn ich dann zum Schlusse sagte: „Nicht wahr, jetzt gehst du mir aber auch nicht mehr auf die Kartoffeln?" antwortete er im Brusttone der Ueberzeugung: „Nein, nein, Janjan geht nicht mehr auf die Kartoffeln!"

Und wenn ich dann ein oder zwei Stunden später meinen Kartoffelacker beschaute, fand ich neue verderbenbringende Fußspuren.

Die Legende berichtet, der heilige Petrus sei zum Heiland gekommen und habe ihm gesagt:

„Herr, siebenmal habe ich meinem Bruder vergeben, aber der Halunke bessert sich nicht. Was soll ich nun tun?"

Da antwortete der Heiland:

„Nicht siebenmal, sondern siebenmal siebzigmal sollst du ihm vergeben. Wenn er sich dann noch nicht gebessert hat, dann komm wieder zu mir."

Die Geschichte berichtet nicht, daß Petrus noch einmal mit seinem Anliegen gekommen wäre. Vermutlich konnte er so weit nicht zählen, wie es von ihm verlangt worden.





Jedenfalls ist das eine Legende für Väter und Erzieher. Siebenmal siebzigmal sollen sie den Kindern gütlich und verständig zureden, und erst wenn das nichts nutzt, sollen sie die Ultima ratio ergreifen, oder vielmehr: sollen sie sich überlegen, ob sie das Rechenexempel nicht noch einmal von vorne anfangen sollen.

Aber so schön die Theorie ist: die Praxis ist schwer. Kein Mensch kann überzeugter als ich von der Nutzlosigkeit der Prügel sein, aber als ich sieben- oder acht- oder zehnmal meine weise Rede gehalten und den Kartoffelfeind immer wieder auf meinem Acker gefunden hatte, riß mir die Geduld, und der arme kleine Schelm heulte bitterlich.

Eine Stunde nach der Exekution war er wieder in meinen Kartoffeln und stampfte.

Da tat ich, was ich schon diesem elenden Misère gegenüber getan hatte: als der Klügere gab ich nach. Ich gab meine Kartoffelpflanzungen als verloren auf, der Ordnung halber aber hielt ich meinem Sprößling eine kleine Rede, sooft ich mit ihm an der verwüsteten Ecke vorüberkam, also ungefähr zwanzigmal täglich.

Und siehe da: nachdem ich meine Rede ungefähr zweihundertmal gehalten hatte, fruchtete sie wirklich. Sooft ich jetzt in den Garten komme, läuft mir Hänschen entgegen und ruft:

„Janjan war nicht in den Kartoffeln!“ und dann gehen wir zusammen hin und erfreuen uns an den wenigen Sträuchern, die seiner Zerstörungslust ent-





gangen sind, und an den kümmerlichen Blättchen, die nachträglich aus der zerstampften Erde herausgekommen sind. Und jeden Abend, wenn ich meine Pflanzungen begieße, füllt auch Hänschen sein Kännchen und trägt das Wasser sonst nirgends hin als auf den Kartoffelacker, der ihm jetzt mehr ans Herz gewachsen ist als mir selbst.

Daraus habe ich die Lehre gezogen, daß die erwähnte Legende nicht so „ohne" ist, daß ihre Nutzanwendung aber kaum jedermanns Sache sein dürfte

Die ganze Sache mit dem Kindergehorsam läuft darauf hinaus: Soll dieser Gehorsam dem Kinde nützen oder dem Erzieher?

Da ist mein Kartoffelacker, und da steht der Zerstörer. Wenn ich den Burschen hernehme und ihm zwei oder drei fürchterliche Trachten Prügel verabreiche, so wirkt das mehr als siebenmal siebzig Mahnreden. Die Prügel werden ihm den Kartoffelacker viel schneller austreiben. Er wird ihn scheuen wie den Ofen, an dem er sich verbrannt hat. Das ist also ein probates Mittel, wenn ich nur an meine Kartoffeln denke. Ob es ebenso probat ist, wenn mein Sohn mir wichtiger scheint als meine Kartoffeln, ist eine andre Frage. Meine Preisgabe des Kartoffelackers hat zur Folge gehabt, daß der Kleine sich jetzt selbst für das Wachsen und Gedeihen der nährenden Frucht interessiert. Mit Prügeln hätte ich das nicht fertiggebracht. Mit Prügeln kann ich ihm wohl Furcht, aber weder Interesse





noch Liebe beibringen. Und schließlich ziehe ich doch vor, daß Hänschen mich gernhat, als daß er vor mir zittert. Die lutherische Gebotauslegung, die immer anfängt: „Du sollst Gott fürchten und lieben", hat mir nie eingeleuchtet, und ich halte es für unmöglich, einen Menschen zugleich zu fürchten und zu lieben. Vielmehr glaube ich, daß die Furcht zu Abneigung und Haß führen muß.

Das ist alles sehr schön, aber es ist Theorie, und die Praxis läßt sich nur sehr schwer damit in Einklang bringen. Immer mehr komme ich zur Ueberzeugung, daß alle schönen Theorien nur für reiche Leute brauchbar sind. Für Millionäre wie mich zum Beispiel. Man nehme an, ich hätte meine Kartoffeln nötig zum Leben, kann ich dann der Theorie folgen und sie preisgeben? Um einen einzigen Jungen nach der Theorie der Sanftmut aufzuziehen, muß man mindestens ein Mobiliar drangeben, das der Bursche entzweischlägt. Nicht nur das Mobiliar muß dran glauben, auch Dinge, die mir mehr ans Herz gewachsen sind, fallen seiner Zerstörungswut anheim. Zum Beispiel Manuskripte voll von herrlichen, noch nie dagewesenen Gedanken, die spurlos verschwinden oder von denen man nur noch ein paar unleserliche Fetzen auffindet. Und dann muß ich hingehen und die noch nie dagewesenen Gedanken aufs neue denken, was eine mühselige und verdrießliche Sache ist. Da hält es selbst einem Millionär meines Schlages, der sich den Teufel um eine





Fensterscheibe oder um eine Blumenvase schert, gar schwer, bei der Theorie zu bleiben.

Also ich nehme es keinem Menschen übel, der den Gehorsam des Kindes erzwingt. Was mir mißfällt, ist, wenn diese Leute sich so stellen, als schwängen sie den Bakel zum Besten des Kindes. In den meisten Fällen glauben die Prügelerzieher das wirklich. Sie bilden sich tatsächlich ein, das Kind werde besser durch Prügel, und zitieren die Bibel, wo geschrieben steht, daß sein Kind züchtigt, wer es liebt. Sie vergessen, daß Shakespeare feststellt, wie auch der Teufel sich auf die Schrift berufen kann. Aus der Bibel kann man alles beweisen, was man will, den ewigen Frieden und den Krieg, die Wiedervergeltung und die Feindesliebe, den Sozialismus und das Privateigentum. Für und gegen alles findet sich ein Sprüchlein in der Bibel, und das ist der Hauptgrund, daß man sie mit Recht das „Buch der Bücher“ nennen darf.

Ich rufe mir die unendlichen Prügel ins Gedächtnis zurück, die mir von bibel- und handfesten Erziehern zur Betätigung ihrer Kindesliebe aufgebleut worden sind; in den allermeisten Fällen handelte es sich um den Lehrer mehr als um den Schüler. Der Lehrer wollte seine Ruhe haben, ihm war es angenehm, wenn ich still und regungslos dasaß, wenn ich mich der Ordnung gehorsam fügte. Aber was nutzte mir das? Wurde ich besser und klüger, wenn man mich zum Gehorsam und zur Ruhe zwang?





Ich vermute stark, es steht mit der ersten Kindes- wie mit der ersten Bürgerpflicht. Ruhe und Gehorsam sind natürlich sehr schöne Dinge für die Regenten des Staates oder der Schule. Es ist kein Zweifel, daß es besser für Ludwig XVI. und für Karl I. gewesen wäre, wenn ihre Bürger ruhig und gehorsam geblieben wären. Ob das aber für den gewöhnlichen Engländer oder Franzosen, also für den Mann, von dem man Gehorsam verlangte, besser gewesen wäre, ist eine andre Frage, die wohl eine andre Antwort erhält.

Nun scheint mir, daß es mit dem Kindergehorsam nicht viel anders ist. Ich kann mir den Kopf zerbrechen, wie ich will, ich kann nicht einsehen, was es meinem Sohne nutzt, wenn er mir folgt wie ein wohlerzogener Hund, wenn er angelaufen kommt, daß die Erde unter seinen Füßen dampft, sobald ich seinen Namen rufe, wenn er alles stehen und liegen läßt, um meine Befehle auszuführen, wenn er stillsitzt bei Tische wie aus Holz geschnitzt, weil das für mich bequemer ist, wenn er kein Wort zu sagen, ja kaum zu atmen wagt, wo er mich beim Niederschreiben meiner schon erwähnten herrlichen Gedanken oder auch nur beim Lesen der Zeitung oder eines Buches stören könnte.

Unter gewissen Umständen könnte dieser unbedingte Gehorsam freilich nützlich werden. Zum Beispiel, wenn ich aus Hänschen einen Offizier oder einen Beamten machen wollte. Da wäre es wahrscheinlich ganz gut, wenn er sich schon früh gewöhnte, den Befehlen des





Vorgesetzten Folge zu leisten, ohne erst nachzudenken und sich zu überlegen, inwiefern dieser von ihm verlangte Gehorsam ihm selbst förderlich, nützlich oder angenehm sein könnte. Denn darauf läuft der ganze Ungehorsam ohne jeden Zweifel hinaus; Hänschen überlegt sich: ist es nun schöner, stillzusitzen und den Mund zu halten oder aber mit meiner Gabel oder gar mit meiner bloßen Hand in den Teller des Vaters oder der Mutter zu langen und dazu etwa ein Freudengeschrei auszustoßen, welches die weisen Reden des Elternpaares ganz durcheinander wirft? Ist es anmutiger und erfreulicher für mich, Löcher in die Gartenerde zu graben oder diesen Zeitvertreib sein zu lassen? Finde ich mehr Spaß beim Spielen mit dem Nachbarskinde oder beim Spazierengehen mit Papa oder Mama?

Und obschon ich selbst darunter leide und stöhne, kann ich doch nicht umhin, festzustellen, daß ich dieses Ueberlegen meines Sprößlings für nützlicher und vorteilhafter halte als den allenfalls zu erzwingenden blinden Gehorsam: nützlicher und vorteilhafter für ihn, versteht sich; für mich wäre ja sein blindes Gehorchen freilich weit angenehmer. Es ist nun ganz einfach meine Aufgabe, ihm zu zeigen, daß der Gehorsam für ihn angenehmer ist als Rebellion. Das heißt, ich muß ihm klarmachen, daß es hübscher und amüsanter ist, mich nicht zu stören, zu kommen, wenn ich ihn rufe, und tausend andre Dinge mehr. Daß das eine verteufelt schwere Sache ist, weiß ich: das





Beispiel meines Kartoffelackers genügt, und ähnliche Erlebnisse gibt es jeden Tag. Aber gerade weil die Sache schwierig ist, ist sie interessant. Ich kann mir nicht denken, daß es sehr interessant sein soll, durch brutale Gewalt meiner körperlichen Ueberlegenheit ein Kind zu zwingen, sich meinem Willen zu beugen, ohne nach den Gründen zu fragen. Wohl aber kann es sehr interessant sein, wenn ich den Kleinen von der Schädlichkeit seiner Unarten und von der Nützlichkeit, den Lehren des Erziehers Gehör zu schenken, überzeuge, nicht durch die Peitsche, sondern durch vernünftiges Zureden.

Und davon bin ich überzeugt, daß ein zum blinden Gehorsam erzogenes Kind zwar einen guten Beamten abgeben wird, der dem Vorgesetzten gehorcht und den Untergebenen beherrscht, daß aber dieser nämliche blinde Gehorsam den Mann zum selbständigen Auftreten und freien Wirken untauglich macht. Die Hauptsache ist, daß man selbst denkt, daß man sich Rechenschaft ablegt über die Gründe seiner Handlungen. Habe ich weiter keinen Grund als den Befehl des Vorgesetzten und werde ich daran gewöhnt, mich mit diesem Grunde zu begnügen, so verliere ich schließlich ganz die Fähigkeit des Denkens und des Forschens nach den Gründen. Hänschen soll tun, um was ich ihn ersuche, nicht weil ich größer und stärker bin als er und weil ich einen Stock in der Hand habe, sondern weil er einsieht, daß ich recht habe. Das schlimme dabei ist, daß





ich wirklich recht haben muß, wenn ich etwas von ihm verlange: das schlimme und das gute, denn so wird Hänschen schließlich mehr zu meinem als ich zu seinem Erzieher, und unter uns und im Vertrauen: ich glaube, ich habe es nötiger als er. Er ist frisch, unverdorben und unbeeinflußt. Man braucht ihn nur gehen und seinen Instinkten folgen zu lassen — ich aber, daß Gott erbarm'!

Es war die höchste Zeit für mich, daß ich diesen Erzieher und Ermahner erhielt. Er mahnt mich zur Geduld, Geduld, Geduld und immer wieder zur Geduld; er erzieht mich zur Gerechtigkeit, warnt mich vor Uebereilung, erstickt meinen Zorn. In den drei Jahren, die er jetzt bei mir ist, hat er mich der Weisheit ein gut Stück nähergebracht. Fährt er noch fünfzig Jahre fort in seinem Erziehungswerk, so werde ich mit hundert Jahren einer der weisesten aller Sterblichen sein: dann werde ich mit den kleinen Kindern spielen, keine Zeitungsartikel mehr schreiben und unbekümmert um den Lauf der Welt den allein meinen zahnlosen Kiefern zuträglichen Brei essen. Kurz, ich werde der seligen Nirwana so nahegekommen sein, wie das nur menschenmöglich ist!





6

Onkelfreuden

Meddum in Rußland, Juli 1906.

Diesmal will ich nicht von dem hoffnungsvollen Sprößling erzählen, von dem die Welt spricht. Das klingt gut, und ich muß meine Worte erläutern. In der Tat erhält mein des Lesens annoch unkundiger Sohn aus allen Teilen der deutschredenden Welt Zuschriften, worin ihm seine Altersgenossen mit Hilfe der Eltern ihre Beobachtungen mitteilen und seinen ferneren Schicksalen nachforschen. Und in Petersburg und Moskau kennt man ihn so gut wie in Frankfurt und Wien. Wenn unter solchen Auspizien nicht etwas ganz Besonderes aus ihm wird, mag sein braver Vater das alternde Haupt mit kummervoller Asche bestreuen.

Aber jetzt sitzt der Knabe Hans in einer rheinischen Sommerfrische, wo er hoffentlich Deutsch genug aufliest, um den ganzen Winter über vorzuhalten, und ich gehe den Spuren der russischen Revolution nach. Von der Revolution soll jedoch nicht die Rede sein. Ich führe seit acht Tagen ein beschauliches Dasein in dem idyllischften aller Landsitze, der am Ufer eines kleinen Sees unfern von Dünaburg liegt, wo wenig Deutsch und wenig Russisch aber desto mehr Lettisch und





Polnisch gesprochen wird, und wo ich als Adoptivonkel von fünf Männern und Frauen der Zukunft eingezogen bin.

Dagegen komme ich mir nun wie ein armseliger Schlucker vor mit meinem eingeborenen Söhnlein. Vater von fünfen zu sein ist doch etwas ganz andres! Da könnte man beobachten und erzählen!

Oka (Oskar) ist der älteste. Er und sein anderthalb Jahr jüngerer Bruder Mika (Emil) stehen im Lederstrumpfalter. Sie durchstreifen Feld, Wald und Seeufer mit Lanze, Pfeilen, Bogen, Keule und suchen nach Indianern und andern Raubtieren. Unten am See haben sie ihren Wigwam errichtet und dort rauchen sie das Calumet und schärfen den Tomahawk. Viele Skalpe haben sie noch nicht erbeutet, aber ich wollte keinem Schwarzen Adler, keinem Springenden Hirsch und keiner Kriechenden Schlange raten, ihnen allzunahe zu kommen. Ihre unentbehrliche Stütze ist der Großpapa, der die Bogen und Pfeile schnitzt und den Bau des Wigwams leitet.

Die sechsjährige Ada ist auch als Trapper oder auf dem Kriegspfade tätig. Im Vertrauen hat sie mir bereits gestanden, daß sie eigentlich kein Mädchen, sondern ein Junge ist, und um mir das zu beweisen, hat sie so lange bei der Mama gebettelt, bis man ihr die Hosen Okas anzog.

„Aber die Zöpfe, Ada! Jungen haben doch keine Zöpfe! Die müssen wir abschneiden!"





„Nein, nein: ich bin ein Chinesenjunge. Die Chinesenjungen haben alle Zöpfe."

Am Morgen poltert es an meiner Tür.

„Onkel Schmidt! Bist du schon aufgestanden?"

Ich knurre in meinen Kissen.

„Aber du hast doch gesagt, wir wollten heute ganz früh spazierengehen! Ich bin schon lange fertig!"

Es ist wahr. Als gestern abend die kleine Ada so herzbrechenden Kummer über die Notwendigkeit des Zubettegehens empfand, habe ich ihr tröstend gesagt, dafür würden wir morgen früh vor allen andern aufstehen und einen Spaziergang machen. Jetzt steht der kleine Shylock vor der Türe und fordert sein Pfund.

„Ich stehe sofort auf," brumme ich.

„Gut, ich warte auf dich."

Fünf Minuten später ist sie wieder da.

„Onkel Schmidt, bist du jetzt aufgestanden?"

„Eben stehe ich auf!"

„Gut, ich warte."

Wieder vergehen fünf Minuten.

„Onkel Schmidt, warum kommst du noch nicht? Du hast es doch gesagt!"

Ja, da hilft nun kein Beten mehr. Der arme Onkel muß sich anziehen und herauskommen.

Ada faßt ihn an der Hand, denn sie zeigt ihm den Weg.

„Wir gehen zu den Haselnüssen und zu den Himbeeren," sagt sie und schaut sich vorsichtig nach allen





Seiten um. Diese Vorsicht und dieses Umschauen hat ihren Wunsch zum Grunde, ganz allein mit dem Onkel zu spazieren, was ohne Zweifel ein höchst aparter Genuß sein muß.

Aber die beiden Rothäute liegen auf der Lauer.

Der Onkel ist ihnen eine willkommene Beute, und plötzlich wird der Arme von einem Pfeil getroffen. Das tut ungefähr so weh, wie wenn Sie jemand mit dem Finger antippt, aber der Onkel weiß, was sich schickt, stößt ein entsetzliches Wehgeheul aus und fängt an, auf dem verwundeten Beine zu hinken.

Unbändige Freude der beiden Indianer! Unverhohlenes Mißvergnügen des Chinesenjungen! Ada zieht an des Onkels Hand und verweist den Skalpjägern ihr ungebührliches Benehmen, als welches sie es der Mama vermelden werde. Sie bemüht sich, den Onkel von den Indianern zu trennen, um den beabsichtigten Spaziergang mit ihm allein auszuführen.

Da aber ihre Künste nicht verfangen, läßt sie endlich zu, daß Oka mitgeht. Mika, der zum Einsiedlerleben Neigung hat, schlägt sich mit Pfeil und Bogen seitwärts in die Büsche und stellt den Vögeln nach.

Unterwegs wird dem Onkel alles erklärt, und er muß dafür auf tausend Fragen antworten.

„Dies ist ein Apfelbaum, aber man kann die Aepfel nicht essen,“ sagt Ada.

„Onkel, essen die Indianer auch Aepfel?“ fragt Oka.

„Freilich, wenn sie reif sind.“





„Wenn sie aber keine Aepfel haben, was essen sie dann?“

„Dann fangen sie Fische im See.“

„Wenn sie aber keine fangen können?“

„Dann schießen sie Vögel.“

„Ja, aber wenn sie gar nichts schießen und nichts fangen können, was essen sie dann?“

„Hm, dann essen sie Haselnüsse und Himbeeren.“

„Aber wenn es auch keine Haselnüsse und keine Himbeeren gibt?“

„Ja, dann weiß ich nicht, was sie essen.“

„Würden sie dann mich aufessen, wenn ich ihnen im Walde begegnete?“

„Aber nein! Du bist doch ein braver und lieber Junge! Warum sollen dich denn da die Indianer aufessen?“

„Ja, wenn sie aber so sehr hungrig sind?“

Mir wird ungemütlich, aber eine Antwort muß ich finden.

„Du bist viel zu mager,“ sage ich, „von dir könnte kaum ein einziger Indianer eine ordentliche Mahlzeit halten.“

Nun fällt Ada ein, die im Gegensatze zu ihren Brüdern rund und pausbäckig geraten ist.

„Aber mich, Onkel? Würden die Indianer mich aufessen?“

„Ja,“ sage ich, „du mußt dich in acht nehmen. Dich würden sie wahrscheinlich aufessen!“





„Aber ich werde nicht hingehen, wo die Indianer sind."

„Das ist recht. Bleibe du lieber bei Papa und Mama. Aber was ist denn das?"

„Das auf dem trockenen Baum ist ein Storchennest. Der Storch ist jetzt ausgeflogen und fängt Frösche. Wenn er wiederkommt und etwas bringt, dann klappert er mit dem Schnabel, und seine Frau, die klappert auch."

„Wo ist denn seine Frau?"

„Die sitzt im Nest. Man kann sie von hier nicht sehen," erklärt Oka, und Ada fügt hinzu:

„Das ist der Storch, der Oka und Mika und Jurischka und Tania gebracht hat. Nur mich hat er nicht gebracht: ich war zu schwer!"

„Aber wo bist du denn da hergekommen, wenn der Storch dich nicht gebracht hat?"

„Ich weiß nicht: ich glaube, Papa und Mama haben mich aus dem Storchennest geholt."

Jetzt kommen wir zu den Himbeeren und gleich darauf zu den Haselsträuchern. Wir sammeln Nüsse und setzen uns damit an das Seeufer, wo wir sie aufklopfen. Die Kleinen haben zwar dem Onkel zugemutet, er solle sie mit den Zähnen aufknacken, aber mit melancholischer Bestimmtheit hat der Onkel diese Zumutung ablehnen müssen.

„Onkel, kannst du nicht auf den Baum klettern und nachsehen, ob ein Wickelkind in dem Storchennest ist?"





„Was willst du mit einem Wickelkind machen?"

„Wir bringen es dann in ein Haus. Vielleicht da drüben in das Bauernhaus auf dem Hügel."

„Ja, aber vielleicht will der Bauer keins und wird böse, und dann müssen wir das Wickelkind behalten. Und was sollen wir damit anfangen?"

„Wir bringen es der Mama!"

„Nein, weißt du, da wollen wir doch lieber zuerst einmal bei der Mama fragen, ob ihr das recht ist."

„Wir können es unten in unser Häuschen setzen, das wir am See gebaut haben," meint Oka.

„Was? In euern Wigwam? Was soll es denn da tun? Wenn wir in der Nacht alle schlafen, dann kommen vielleicht die Indianer und stehlen es! Nein, am besten ist es, wir lassen die Wickelkinder im Storchennest. Der Storch weiß schon, wo er sie hinbringen soll."

*

Mika ist auf der Jagd gewesen, aber er hat nichts geschossen.

„Onkel, wie machen es denn die Indianer, um Vögel zu schießen? Wenn ich nahe an sie herankomme, fliegen sie immer fort."

„Ja, du mußt leise, leise an sie herankriechen, platt auf dem Bauche, und dann mußt du immer hinter den Büschen bleiben, daß sie dich nicht sehen."

„Aber da drüben sind keine Büsche, und da kommen sie am liebsten hin und picken die Körner aus den





Weizengarben. Ich bin ganz leise und vorsichtig hingeschlichen, so leise ich nur konnte, aber jedesmal fliegen sie weg, wenn ich den Bogen hochhebe."

„Am besten ist es, du versteckst dich mit Bogen und Pfeilen in einem der Garbenhaufen da drüben. Da bleibst du sitzen, bis sie kommen. Du darfst dich aber nicht vom Fleck rühren, sonst kommen sie nicht. Und wenn sie sich ganz dicht bei dir gesetzt haben, dann schießt du auf sie. Meinst du nicht, daß es so geht?"

Ja, Mika meint es, und am Nachmittag geht er richtig hinüber zu den Garben und verbirgt sich. Von der Veranda aus können wir ihn beobachten. Lange hält er es jedoch nicht aus, und eine halbe Stunde später ist er wieder bei uns.

„Na, hast du etwas geschossen?"

„Ach nein, sie sind gar nicht gekommen," antwortet er enttäuscht.

„Ja, du bist nicht lange genug in deinem Versteck geblieben. Die Indianer bleiben so einen ganzen Tag und eine ganze Nacht auf der Lauer. Schließlich kommt das Wild und dann Paff!"

„Einen ganzen Tag und eine ganze Nacht?" ruft Mika erstaunt und ungläubig.

„Jawohl, und manchmal noch länger!" erklärte ich.

„Aber wenn sie doch essen müssen?"

„Sie nehmen Essen mit!"

„Aber schlafen sie denn nicht?"





„Sie schlafen abwechselnd mit dem rechten und mit dem linken Auge."

Mika versucht, die Augen abwechselnd zu schließen und so zu schlafen, aber es gelingt ihm nicht.

„Du bist noch zu klein," sage ich tröstend, „später wirst du es können."

Mika sitzt ein Weilchen stumm da. Er beschaut bald seinen Bogen, bald den Onkel, bald das abgemähte Weizenfeld mit seinen zusammengestellten Garben. Offenbar hat er noch etwas auf dem Herzen und traut sich nicht mit der Sprache heraus.

Ich warte.

Endlich faßt er Mut, rückt ganz nahe an mich heran und sagt:

„Onkel, ich muß noch etwas fragen!"

„Na, dann frage nur zu!"

„Aber du mußt nicht böse werden!"

„Ich und böse! Du wirst doch nichts Unartiges sagen!"

„Ich weiß nicht: ich will es dir leise ins Ohr sagen!"

Und dann flüstert er geheimnisvoll:

„Wenn er aber wohin gehen muß?"

Ich schaue ihn verblüfft an:

„Wohin gehen? Wer?"

„Ja, der Indianer! Wie kann er so lange in den Heuhaufen sitzen, wenn er doch wohin gehen muß?!"

*





Oka interessiert sich für die Literatur.

„Onkel, schreibst oder, wie du sagst, arbeitest du heute wieder?“

Ich sehe ihn forschend an. Die Art, wie er „arbeitest“ sagte, klang ganz ironisch. Aber er ist frei von Schuld und Fehle und denkt nicht daran, mich auslachen zu wollen.

„Ich weiß nicht, vielleicht. Warum willst du das wissen?“

„Ich muß dir etwas insgeheim sagen.“

„Nun, was ist es?“

„Ich will mit dir zusammen arbeiten.“

„Ah! Wie denkst du dir das?“

„Nächstens ist Großpapas Geburtstag! Da sollst du dir eine Geschichte ausdenken, so eine, wie sie im Buche stehen, so wie die von Max und Moritz. Und die schreibe ich dann ab mit großen gedruckten Buchstaben, und dann male ich mit Farben die Bilder dazu.“

Okas Vater ist Maler, und die Kinder zeichnen und malen alle schon bedeutend besser als der gegenwärtige Onkel. Also kann Okas Vorschlag dem Onkel nur schmeichelhaft sein. Welcher Autor möchte seine Werke nicht von einem verständigen Künstler illustriert sehen?

Und Oka ist ein sehr verständiger Künstler. Zusammen haben wir beide ein kleines Meisterwerk geschaffen, und der Großpapa wird an seinem Geburts-





tag die Augen aufmachen. Die Versuchung ist groß, unsre Arbeit hier mitzuteilen, aber das geht aus verschiedenen Gründen nicht. Erstens weiß ich nicht, ob Oka, der eigentlich der Haupturheber ist, mit der Veröffentlichung einverstanden wäre, zweitens müßten wir den erst in einigen Monaten stattfindenden Geburtstag des Großpapas abwarten, und drittens könnten wir die Hauptsache, die Bilder Okas nämlich, hier nicht bringen, sondern nur den Text, der ohne die Bilder wenig taugt.

„Onkel, ruhst du immer im Sommer aus?"

Ich seufze nur.

„Und im Winter druckst du, was du dir im Sommer ausgedacht hast? Hast du eine eigne Druckmaschine? Was für Sachen denkst du dir aus? Wie machst du es, daß dir immer etwas einfällt? Ist es schwerer zu drucken als zu schreiben? Kann Hans schon drucken? Wenn man ein ganzes Buch vollschreibt, tun einem da die Finger nicht sehr weh? Und rutscht dir auch manchmal die Feder aus, daß es Kleckse gibt? Warum lesen die Leute das, was du gedruckt hast?"

„Weil sie Dummköpfe sind, lieber Oka! Ueberhaupt kannst du dir merken, was dir dein Onkel sagt: es gibt viel mehr Dummköpfe als gescheite Leute auf der Welt, und die Dummköpfe sind stets noch viel dümmer die gescheiten Leute niemals gescheiter, als man von ihnen angenommen hat. Das merke dir, grabe es ein in dein Gedächtnis, laß es nicht auslöschen und ent-





wischen, und in fünfzig Jahren wirst du seufzend sagen: Dieser Onkel Schmidt war doch ein kluger Mann!"

*

Es ist elf Uhr vormittags, und seit dem Morgenkaffee sitzt Mika auf der Veranda am Boden und schwitzt bei heißer Arbeit. Er hat einen kleinen Holzklotz zwischen den Füßen, einen Stock in den Händen. Das Ende des Stockes ist in eine Vertiefung des Klotzes eingesetzt, und nun dreht er den Stock zwischen den flachen Händen herum, so daß die Spitze unten in dem Klotze herumgeht. Von Zeit zu Zeit hält er ein und fühlt mit Daumen und Zeigefinger das Stockende an.

„Jetzt ist es schon ganz heiß," ruft er freudig und dreht hoffnungsvoll weiter, aber nach weiteren zehn Minuten verliert er etwas von seiner Geduld.

„Onkel, wie lange muß man denn drehen, bis das Feuer kommt?"

„Die Neger drehen eine ganze Stunde lang."

„Aber ich drehe schon viel länger als eine Stunde!"

„Ja, aber du hörst alle dreißig Sekunden auf und greifst das Stockende an. Dann wird es wieder kalt, und es ist gerade, als ob du noch gar nicht gedreht hättest. Du mußt drehen ohne aufzuhören, eine ganze Stunde lang, dann fängt es an zu rauchen. Und dann mußt du etwas trockenes Heu um den Stock herumlegen, damit das gleich Feuer fangen kann."





„Kann ich nicht erst eine halbe Stunde drehen, dann ausruhen und dann noch eine halbe Stunde drehen?“

„Nein, das geht nicht! Eine ganze Stunde ohne Ausruhen! Immerfort! Gar nicht aufhören!“

Und Mika macht sich schweigend wieder an seine Arbeit. Die Zuschauer bemitleiden ihn.

„Weißt du was: wenn du durchaus Feuer haben willst, so gehe in die Küche und laß dir von der Köchin eine glühende Kohle geben. Die legst du in das Loch in deinem Klotz, darauf etwas trockenes Heu, und dann fängst du wieder an zu drehen. So wird es bald angehen!“

Er geht, aber die Köchin versteht keinen Spaß in solchen Dingen und zwingt ihn zum Abzug ohne Kohlen und ohne Feuer.

„Willst du ein Streichhölzchen? Das geht auch schneller als das Reiben und Drehen!“

Mika sieht den Onkel vorwurfsvoll an. Wozu ist man Indianer, wenn man sein Feuer anders als durch Reiben zweier Holzstücke erhält?

Und er reibt weiter bis zum Mittagessen.

*

„Onkel, sei so gut und schneide mir ein langes Rohr aus dem Schilf da, willst du?“

„Was willst du mit dem Rohr? Soll es eine Flöte werden, wie August, der Kutscher, sich eine gemacht hat?“





„Nein, ich will Enten fangen! So, wie du uns erzählt hast, daß die Neger in Australien es machen. Wenn ich die Enten sehe, dann gehe ich ins Wasser, tauche unter und gehe immer unter Wasser, so daß sie mich nicht sehen können. Das Rohr halte ich mit einem Ende im Mund, und das andre Ende guckt oben aus dem Wasser heraus, so daß ich atmen und Luft kriegen kann. Und wenn ich dann an die Enten komme, packe ich sie von unten an den Beinen und ziehe sie herunter. So machen es doch die Neger, nicht wahr?"

„Ja, aber da mußt du sehr achtgeben, daß dein Rohr immer aus dem Wasser herausragt. Wenn es unter Wasser kommt, kannst du nicht mehr atmen und mußt ertrinken."

„Ja, wenn das Rohr aber sehr lang ist, dann wird es schon immer bis oben hin reichen."

„In der Mitte ist der See so tief, daß das längste Rohr nicht lang genug ist."

„O, ich bleibe am Ufer, wo es flach ist."

„Und dann mußt du achtgeben, daß du nicht auf weichen sumpfigen Grund kommst. Darin wirst du versinken mitsamt deinem Rohr und gar nicht mehr zum Vorschein kommen."

„Ich bleibe da, wo Stein und Sand sind."

„Ja, und schwimmen mußt du auch können. Die Neger können alle schwimmen."

„Aber wenn ich das Röhrchen im Munde habe, kann ich doch atmen und brauche nicht schwimmen zu





können; ich kann da unter dem Wasser auf dem Boden hingehen."

„Na, da mußt du dich doch in acht nehmen! Denke einmal, wie bös so eine Entenmutter werden kann, der du ihre Jungen wegnimmst! Die ist imstande und packt das Röhrchen mit dem Schnabel, reißt es dir aus dem Munde, und das Unglück ist geschehen!"

„Wenn ich aber zuerst die Entenmutter fange, werden die Jungen dann auch so bös?"

„Das kann man nicht wissen! Und der alte Enterich! Wer weiß, was für ein Wüterich das sein kann! Vielleicht taucht er unter und pickt dir die Augen aus!"

„Aber die Neger! Wie machen es die Neger?"

„Das ist es ja gerade: die Neger können schwimmen! Wird dann so eine Entenmutter oder so ein alter Enterich wütend, dann schwimmt der Neger schnell weg, so schnell, daß die Enten ihn nicht erwischen können. Du aber, du kannst nicht schwimmen. Du mußt dableiben und alles aushalten, und wenn sie dir dein Luftröhrchen abnehmen, bist du verloren!"

„Onkel, bitte: wenn du heute baden gehst, dann nimm mich mit und zeige mir, wie du es machst. Dann lerne ich auch schwimmen, und wenn ich es kann, dann machst du mir ein Luftröhrchen, und wenn wir dann Enten auf dem See sehen, dann gehe ich unter dem Wasser hin und fange sie. Und wenn ich sie habe, dann binde ich ihnen die Füße zusammen und bringe





sie zu August in den Stall, und August muß sie zu unsern zahmen Enten einsperren, und dann werden sie auch zahm und bleiben bei uns. Und wenn sie Eier legen, dann kriegen wir Junge, und —"

Aber ich habe die Flucht ergriffen und höre nichts mehr.

*

„Es hilft nichts: morgen muß ich fort von hier! Werdet ihr auch den Onkel nicht vergessen?"

Alle drei — die beiden Kleinsten kümmern sich wenig oder gar nicht um den Onkel — schauen befangen vor sich auf den Teller.

„Vielleicht ist es am besten, Oka gibt mir seinen schönen großen Pfeil, und damit prügle ich euch alle drei gehörig durch, ehe ich abreise. An diese Prügel werdet ihr sicher denken und auch an den Onkel, der sie euch gegeben hat."

Ada schaut starr vor sich hin und fängt plötzlich zu weinen an. Die beiden Indianer aber haben keine Angst, und wenn ich mich nicht sehr vorsehe, werden sie mir mit ihren Pfeilen das Lebenslicht ausblasen, um mit meinem Skalp ihren Wigwam zu schmücken. Am besten ist es, ich lenke ein und beschwichtige sowohl den Kummer als auch den Kampfesmut.

„Du kommst aber bald wieder?" sagt Ada schluchzend, und ich versichere:

„Natürlich komme ich wieder. Das wäre ein schöner Onkel, der seine Neffen und Nichten so im Stiche ließe.





Ich komme wieder, und dann bringe ich auch die Tante mit und den Hans!"

Große Freude.

„Aber wo wird Hans schlafen?"

„Er kann bei mir schlafen," sagt Ada, „ich lege mich ganz an die Seite, dann hat Hans Platz genug!"

„Mika kann zu mir ins Bett kommen, und Hans kann Mikas Bett haben," schlägt Oka vor, und Ada meint:

„Oder Jura" — das ist der Dreijährige, der noch kein echter Indianer ist — „kommt zu mir ins Bett, und Hans schläft in Juras Bett!"

Mika aber macht den besten Vorschlag, der mit allgemeiner Heiterkeit begrüßt wird:

„Ich schlafe mit Oka in einem Bett, Jura schläft mit Ada, und dann kriegt Hans zwei Betten."

„Da kann er die halbe Nacht in Mikas und die andre Hälfte in Juras Bett schlafen," malt Oka aus, und Ada verfolgt die Idee:

„Oder er legt die Füße in Juras Bett und den Kopf in Mikas Bett."

Und es folgen unendliche Pläne, was alles mit Hans angefangen wird, wenn er kommt.

„Aber du mußt recht bald wiederkommen, Onkel!"

„In sechs Wochen!"

„Sechs Wochen! Das ist furchtbar lang!"

„Soll ich in sechs Tagen kommen?"

„In drei Tagen!"





„Aber das ist ja gar nicht Zeit genug, um Hans zu holen!“

„Onkel, warum schreibst du nicht der Tante, sie solle Hans bringen? Dann brauchst du gar nicht wegzugehen!“

„Ja, das ist wahr, aber die Tante kann den Weg nicht finden, und der Hans erst recht nicht.“

Es geht nicht anders, der Onkel muß fort. Die ganze Kinderschar eilt ihm voraus und erwartet seinen Wagen an der steilen Krümmung des Weges. Dort werfen sie ihm gar noch Blumen in den Wagen, stimmen ein großes Hurra an, laufen eine Weile hinterher und schwingen die Tücher und Hüte so lange, bis Wagen und Onkel längst ihren Blicken entschwunden sind.

Und der Onkel denkt beim Weiterfahren:

‚Rußland ist weit, verwünscht weit! Wenn man da aber so liebe Neffen und Nichten hat, darf man die Reise nicht scheuen! Ein Heide bin ich, der nichts weiß von Christentum und Ehrbarkeit, wenn ich nicht noch einmal nach Meddum komme an den See zu Oka, Mika, Ada, Jura und Tania!‘





7
Die Mühle

Der Bach zwängt sich plätschernd und in der Sonne lachend durch ein enges Tal. Auf beiden Seiten steigen schroffe Felsen an. In den Jahrtausenden hat sich das winzige Wässerchen hier sein Bett gewühlt, hat Stäubchen um Stäubchen die Felsen abgenagt und weggeschwemmt, hat im Frühling, wenn die eisige Decke barst und der Schnee in den Bergen schmolz, mit gewaltiger Macht große Felsblöcke abgerissen und zu Tal gerollt, hat weite Mulden ausgespült und an Stelle der weggeschwemmten Felsmassen weichen Schlamm herangetragen, den die Menschen in grüne Wiesen und Felder verwandelt haben. Und die Menschen haben auch das von dem Bache gesprengte Felsentor erweitert, um Raum für ihre Straßen zu gewinnen. Auf der einen Seite zieht sich oberhalb des Baches unter den steilen Felsen die Chaussee hin, auf der andern führt ein schmaler Fahrweg zur Mühle.

Gerade ehe der Bach durch die enge Pforte rauscht, zieht er brausend durch die Mühle. Ein uraltes Häuschen, windschief und winklig, Stallungen, Scheunen, Schuppen, alles zwischen die steilen Felsen und das Wasser hingelagert, malerisch zusammengedrängt, einen gemauerten Hof umgebend, an den sich ein Garten





und weiterhin eine saftige Wiese anschließen. Die Wiese bildet eine Halbinsel zwischen Bach und Mühlengraben, sie ist eingesäumt von dichten Erlen und Weiden, ihre Spitze wird durch eine hohe Pappel gekennzeichnet und in zwei Reihen ziehen sich Obstbäume über sie hin.

Das alte Wohnhaus ist ein Schatzkästlein der Gemütlichkeit vergangener Zeiten. Wohin man schaut, findet man neue reizende Ueberraschungen, in jedem Winkel öffnet sich ein geheimes Schränkchen, eine irgendwohin führende schmale Tür, ein Kasten, eine Truhe; ohne daß man den Grund einsehen könnte, geht es von einer Stube in die andre eine Stufe hinauf oder hinab, nicht ein Raum schließt sich dem andern rechtwinklig an, der Gang vom Wohnzimmer zur Küche beschreibt wunderliche Ecken und Windungen, bald schrumpft er zu Mannesbreite zusammen, bald weitet er sich zur Halle aus. Die Decke der Zimmer und oben im oberen Stockwerk der Fußboden erlauben sich ähnliche Extravaganzen: auf der einen Seite ist die Stube beinahe dritthalb Meter hoch, auf der andern stößt man sich den Kopf an der Decke. Und überhaupt, den Kopf muß man in acht nehmen. Einmal in allen Türen, die man nur gebückt durchschreiten kann, dann in der Mitte des Zimmers, wo ein gewaltiger Balken die Decke trägt, und endlich in allen möglichen Winkeln, wo aus Ursachen, die man jetzt nicht mehr ergründen kann, die Decke um einige zwölf oder fünfzehn Zoll herabgesunken ist.





Das merkwürdige ist, daß trotzdem das alte Häuschen stark und gesund auf seinen krummen Mauern steht und daß die schiefe Decke nicht ans gänzliche Einstürzen denkt. Offenbar ist dies Haus nicht wie die modernen Mietskasernen aus Kehricht und Spucke aufgeführt, sondern aus festen Steinen und Balken, wie sie die an die Mühle anstoßenden Berge und Wälder lieferten. Das Wasser wird wohl schuld sein an der Windschiefe der Müllerwohnung. Der Mühlengraben bespült und unterwäscht die Grundmauer an der einen Seite, und nach dieser Seite haben sich auch die Decken geneigt. Aber wann das geschehen ist, weiß niemand zu sagen. Wahrscheinlich vor mehr als hundert Jahren, vielleicht ist es schon viel, viel länger, denn zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges stand das Häuschen schon.

Es muß wunderschön, es muß herrlich sein, aus einem solchen alten Familiensitze zu stammen, und ich bin nahe daran, der alten Frau zu zürnen, von der Onkel Fritz die alte Bergmühle gekauft hat. Unter dem Gerümpel der Alten, das in der Mühle aufgeschichtet lag, waren auch eine Bibel und ein paar Gebet-, Gesang- und Andachtsbücher, die meisten aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. In jedes hatte der wackere Müller eingeschrieben, wann und wo und zu welchem Preise er das Buch gekauft hatte, und zwei oder drei der Bücher hatten als Familienchronik gedient. Die älteste Eintragung war von





1732, und der Chronist meldete, daß er aus einem Dorfe des Hunsrücks gebürtig sei und vor zehn Jahren die Tochter des Bergmüllers geheiratet habe. Danach folgten der Reihe nach die Geburtstage und -jahre der Kinder, und so ging es in ununterbrochener Folge aus dem einen Buch in das andre hinüber, dessen Seiten noch Platz boten. Der Name des Besitzers änderte sich mitunter, aber trotzdem war es immer die nämliche Familie, die in der Mühle saß; da kein Sohn da war, erbte die Tochter und der Schwiegersohn brachte den neuen Namen.

Ist es nicht merkwürdig, daß eine Frau von achtzig Jahren ohne Not, nur aus Spaß an dem klingenden Gelde einen solchen alten Sitz weggibt, das Haus, worin sie selbst, worin ihre Kinder, worin ihr Vater, ihre Großmutter, ihre Vorfahren bis ins achte und vielleicht bis ins fünfzehnte Glied geboren sind und gelebt haben! Unsereinem kommt das fast wie ein Sakrileg, wie eine Beleidigung der den Vorfahren schuldigen Pietät vor. Aber vermutlich fühlen die Bauern bei aller Zähigkeit, womit sie am Besitze festhalten, hierin nicht so wie wir, und diese Zähigkeit hält nicht stand, wenn das Geld im Kasten klingt.

Die beiden Mühlenräder sind noch da, und in der eigentlichen Mühle, welche das Untergeschoß des Wohnhauses einnimmt, stehen noch die Mehlkästen, liegen noch die Steine, verstaubt das komplizierte Werk der Räder und Bretter. Das Wasser, das





einst alles zum lebendig klappernden Leben erweckte, rauscht und tost vorbei, schießt durch die geborstenen Schleusen, schäumt um die morschen Radspeichen, zischt in den Fugen der Grundmauer, aber drinnen bleibt alles tot und still, so still und so tot, daß es einem fast unheimlich werden könnte, gleich als ob man erwartete, die Gespenster vieler Müllergenerationen könnten aus der Tiefe der staubigen Mahlkästen aufstehen, um mit Geisterhand das Werk wieder einzustellen, an dem sie ihr Leben lang hantiert haben. Hier versteht man plötzlich, warum es die deutschen Märchen gerade in alten Mühlen so gerne spuken lassen, warum gerade die Müllersöhne so oft in Verbindung mit Feen, Nixen und Zauberern stehen, warum verwunschene Schätze, wenn sie nicht in alten Schlössern lagern, am liebsten ihr Versteck in einer Mühle suchen.

Aber draußen merkt man nichts von Spuk und von Gespenstern. Es rauschen die Wasser, es glitzern und glänzen die Wellen, es flüstert das Schilf, es zittern die Blätter der Pappeln und Erlen, prächtige Libellen schweben mit zitternd ausgebreiteten Flügeln, im Sonnenstrahle flirrende Fischlein schwimmen vergnügt in dem klaren Bach, ringsum und überall lockt die liebe Sonne Leben und Farbe hervor. Der altersschwache, halb verfallene Schuppen, der die Mühlräder deckt, verschwindet hinter der Blätterpracht der Haselstauden, tausend Blumen verwandeln die grüne Wiese





in einen mit unzähligen bunten Sternen gezierten Himmel, es schnattern die Enten, gackern die Hühner, zirpen die Grillen, zwitschern die Vögel. Alles ist heiter, froh, hell, lebendig. Die alten Gespenster mit ihrem Spuk bleiben unten in dem düsteren Raum, hier oben gehen sie nicht um.

Und nun kommt Hänschen und bestaunt die neue Welt.

Ja, das ist doch anders als Paris, die große Stadt mit ihren grauen Wohnkasernen, diesen steinernen Käfigen, worin die Menschen eingesperrt sind. Das Abscheulichste, was die sogenannte Zivilisation geschaffen hat, das ist die Großstadt, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie sich am weitesten von der Natur entfernt. Je näher der Mensch der Natur ist, desto gesünder und besser ist er. In der Großstadt sieht und hört man nichts Natürliches. Man sieht nicht den Himmel, man weiß nichts von Wolken, von Sonne, Mond und Sternen, die Bäume wachsen künstlich aus dem Asphalt der Seitenwege auf, und wenn man sie acht Tage lang nicht begösse, würden sie eingehen, die Blumen fristen ihr kümmerliches Dasein in den Töpfen am Fenster, die Singvögel sind in Käfige eingesperrt wie die Menschen, die Hunde tragen Maulkörbe und werden an der Leine geführt, die Pferde sind ohne Geschirr nicht denkbar, andre Tiere sieht man nicht, man müßte denn auf die Kammerjagd gehen.

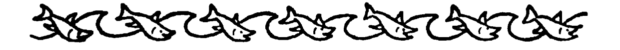




Es ist ein Kummer und ein Schmerz für den Erwachsenen, in der Großstadt leben zu müssen, aber um wie viel trauriger ist das Los des Kindes! Statt im Wald auf Moos und Gras herumzulaufen, auf Bäume zu klettern, im Bach zu baden, das Obst von den Bäumen zu holen, mit den Vögeln im Walde um die Wette zu singen und zu jubeln, steckt das Stadtkind eingepfercht zwischen den grauen Steinmauern, es spielt auf dem grauen Straßenpflaster und patscht in der Gosse herum.

Da mir das unschätzbare Glück ward, in einer kleinen Stadt geboren zu werden und in der freien großen Natur der Berge, des Waldes, des Flusses aufzuwachsen, sehe ich mit Betrübnis, daß mein Sprößling diese herrlichsten aller Freuden entbehren soll, und so besann ich mich nicht, als Onkel Fritz die Bergmühle bezog und Hänschen samt Zubehör einlud. Dieses Zubehör sind natürlich die Eltern oder eigentlich nur die Mutter, denn den Vater hält die scheußliche Pflicht des Geldverdienens in der grauen Gräßlichkeit der Großstadt fest. Nur gerade auf acht Tage konnte er sich auf der grünen Wiese, umrauscht von den Wundern der Bergmühle, ausruhen und an Sonne und Luft freuen.

Hänschen ist länger geblieben, und jetzt, wo er wieder daheim ist — wenn man in einer Großstadt überhaupt daheim sein kann, was ich bezweifle —, erzählt er ohne Unterlaß von der Bergmühle und ihren Bewohnern.





Seine besten Freunde waren die Enten und die Hühner, aber die Freundschaft war nicht gegenseitig. Sobald sie ihn kommen sahen, flohen die Enten in den Bach, die Hühner in die Scheune. Er mochte noch so freundlich die Hände ausstrecken und „Wulle-wulle-wulle“ oder „Bibibibi“ rufen, das Geflügel traute ihm nicht über den Weg. Am schrecklichsten wütete Hänschen im Hühnerstall, wo sein Treiben der auf die Eier rechnenden Tante Fanny eitel Kummer und Herzeleid brachte. Denn er störte die Hennen in ihrer so nützlichen Beschäftigung des Eierlegens, und die Tante fürchtete sehr, die verscheuchten Hennen könnten sich ihre Nester in entfernten und versteckten Winkeln des Gartens oder der Wiese machen, wo man die Eier nimmer fände.

Und doch waren die Absichten Hänschens rein und frei von Schuld und Fehle. Er besuchte den Hühnerstall nicht, um die wackeren Tiere am Eierlegen zu hindern, sondern ganz im Gegenteil, um sie zu dieser erfreulichen Tätigkeit zu ermuntern. Eines Morgens belauschte ihn Onkel Fritz, wie er den ängstlich gackernden Hennen eine kleine Ansprache hielt. Er sagte:

„Und dann seid hübsch brav und lieb und legt ein Ei für die Mama und ein Ei für Tante Fanny und ein Ei für Onkel Fritz. Und dann ganz viele, viele Eier für Hansibub.“

Jawohl, so bescheiden und wohlerzogen ist mein Sohn, daß er sich selbst ans Ende stellt! Freilich ist





es ein dickes Ende, und die Hauptsache kommt nach. Denn nachdem er der Mama, dem Onkel und der Tante jedem sein Ei bestellt hat, verlangt er für sich gleich einen ganzen Korb voll. Es müßte sonderbar zugehen, wenn dieser hoffnungsvolle Knabe nicht dereinst an der Spitze eines Hühnereiertrustes stände!

Doch sein größter Freund und liebster Genosse ist Jim der Hund. Das ist kein Gassenjunge und Herumstreicher wie der zottige Pudel Misère, der in Paris Hänschens Spielkamerad ist, nein, Jim ist ein sauberer, honetter, wohlerzogener Foxterrier, dessen Eltern bekannt sind und der; glaube ich, sogar eine Reihe festzustellender Ahnen besitzt. Misère aber ist, wie ich nicht leugnen kann, ein Findling, der sich als unberechtigter Lumpensammler durch die Pariser Abfallkästen schlug, ehe er einen Herrn, ein Heim und einen Kameraden fand.

Der alte Weller, der kein Dummkopf war, erzählte dem staunenden Mr. Pickwick, daß er seinem Sohne, dem Sam, die denkbar beste Erziehung habe angedeihen lassen, und erhöhte das Staunen des wackeren Herrn, als er erklärte: „Von seinem zehnten Jahre an habe ich ihn auf die Straße geschickt und ihm gesagt, er solle allein für sich sorgen."

Dieses Erziehungssystem des alten Londoner Kutschers mag unter Umständen probat sein, aber ich habe einige Zweifel. Sicher ist, daß Jim ein wohlerzogener Gentleman, Misère aber ein Gassenjunge ist, daß Jim





tausend unterhaltende Kunststücke macht, von denen Misère keine Ahnung hat, daß Misère tausend Unarten ausübt, deren Jim sich schämen würde. In diesem Falle scheint das System Wellers widerlegt zu werden.

Jim ist also ein Kamerad, der Hänschen weit mehr Vergnügen macht als Misère. Jim stellt sich auf die Hinterbeine und hüpft vor dem Kleinen herum, er stellt sich tot, er apportiert, er findet versteckte Taschentücher und andre Gegenstände, er ist mindestens so klug wie der „kluge Hans“, der in Berlin so großes Aufsehen machte, und ein gut Teil klüger als der Hans, der mit ihm spielt.

Jim hat seine besondere Freude an dem Bach, und sein liebster Wunsch ist erfüllt, wenn man ihm Stücke Holz da hineinwirft, damit er ihnen nachschwimmen und sie wieder heranbringen kann. Auch Steine holt er heraus, wo das Wasser nicht zu tief ist, und Hänschen amüsiert sich auf diese Weise stundenlang mit ihm.

Der Bach interessiert den Kleinen fast so sehr wie den Hund. Er ärgert sich, daß er nicht auch in das Wasser gehen und schwimmen kann wie Jim und wie die Enten. Er hat es versucht, aber es geht nicht, und jetzt fürchtet er die Flut.

Das ging so zu: Schon eine ganze Weile hatte man ihn nicht gesehen, aber niemand schenkte seiner Abwesenheit Aufmerksamkeit, denn man war schon gewohnt, daß er sich mit Jim, mit den Hühnern, den Enten oder sonstwie auf der Wiese zu schaffen machte.





Onkel Fritz aber, der den Hühnerstall besuchen wollte, hörte ein Plätschern und Glucksen im Wasser. Unter dem Hühnerhaus durch fließt der gedeckte Mühlenkanal, der schmäler, tiefer und reißender als der Bach ist und durch eine Schleuse abgesperrt wird.

Hier fand Onkel Fritz Hänschen, die Strömung hatte ihn unter die Schleuse gezogen, vergebens suchte er sich wieder herauszuschaffen, und verzweifelt griffen und plätscherten seine Händchen herum. Wäre der Onkel eine Minute später gekommen, so war es aus mit den Abenteuern des jungen Helden.

Dann erzählte er, er habe fischen wollen und sei dazu sachte in das Wasser hineingegangen. Auf einmal aber habe ihn das Wasser gepackt, und so sehr er sich auch gesträubt, habe es ihn nicht mehr losgelassen, sondern immer tiefer hinabgezogen. Das erzählte er ganz so, als ob er die Hände gesehen und gefühlt habe, die ihn packten und festhielten. Es fehlte nur das Pünktchen des i, um die Legende von der schönen Nixe, die den jungen Fischer raubt, zu ergänzen.

Das gab einen Lärm im Haus!

Der Kaltblütigste bei der Geschichte war Hänschen. Einen Augenblick war er in Ungewißheit, ob ihm der Ungehorsam, den er durch das Betreten des Wassers begangen hatte, keine Strafe zuziehen könnte. Als er aber wahrnahm, daß man ihn ganz im Gegenteil mit Liebkosungen überhäufte, nahm er die Begebenheit mit Verwunderung und Wohlgefallen hin.





„Nicht wahr, du gehst jetzt nicht mehr ins Wasser? Nicht wahr, du versprichst es der Mama?"

„Warum?" und Hänschen kaut zufrieden an einem Stück Kuchen, das man ihm in der Freude über seine Rettung in die Hand gedrückt hat.

„Aber weil dich auf einmal das Wasser ganz festhält! Und dann gehst du unter und kommst nie wieder herauf. Und dann haben wir keinen kleinen Bub mehr, und der kleine Bub hat keine Mama und keinen Papa mehr und keinen Onkel Fritz und keine Tante Fanny und keinen Jim und überhaupt gar nichts mehr."

„Warum nicht?"

„Weil er dann tot ist."

„Was ist das, tot?"

Ja, was ist das, tot? Den Weisen aus dem Morgenlande möchte ich sehen, der das einem Kinde klarmacht! Wollen doch selbst die Erwachsenen nichts vom Tode wissen, wollen doch selbst die Großen nicht glauben, daß es so was gebe wie einen Tod. Retten doch die einen sich in die Auferstehung und in das ewige Leben der Religion, die andern in den Pantheismus, der nur ihre Form vernichtet, den Stoff aber ewig leben läßt. Und wenn wir alten Leute, denen das Blut nur noch langsam und faul durch die Adern fließt, ewig leben wollen, was soll dann da ein rasches, quecksilbern bewegliches Kind vom Tode begreifen!

Nein, der Tod existiert nicht für die Kinder. Wenn





er da ist, sind sie nicht da, sie wissen nichts von ihm, denn sie sind vollkommene Egoisten. Der Tod aber existiert nur für den Altruisten, er existiert für uns, wenn unsre Lieben uns verlassen. Selber sterben ist nichts, aber die Menschen scheiden sehen, die uns das Leben schön und lebenswert machen, das ist die Bitterkeit des Todes. Und davon wissen die Kinder nichts.

Lassen wir Hänschen in seiner glücklichen Unwissenheit. Die Erkenntnis wird auch für ihn früh genug kommen.



8

Hans der Lügner

Mit dem Lügen geht es mir wie mit dem Gehorchen.

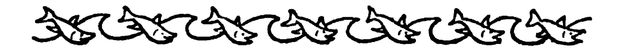
Gott, wie wurde uns Kindern das Lügen verpönt! Es war das schwärzeste und entsetzlichste Verbrechen, dessen wir uns schuldig machen konnten. Ich erinnere mich, daß in dem ersten Lesebuch, das man uns in die Hand gab, deutsche Sprüche von Robert Reinick standen, wovon der erste ungefähr lautete:

„Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!"

So genau weiß ich es nicht mehr, aber das war der Sinn des Spruches. Und man muß ihn mir sehr eingeschärft haben, sonst hätte ich ihn nicht behalten.

Außerdem erzählte man uns die Geschichte von Georg Washington. Es ist eigentlich überflüssig, daß ich sie hier wiederhole, denn ohne Zweifel kennen Sie sie so gut wie ich. Sie wissen wie ich, daß der alte Washington junge Kirschenbäume gepflanzt hatte, daß sein Sohn Georg sie mit einem kleinen Beilchen umhackte, daß er dem entrüsteten Vater ohne weiteres gestand, er sei es gewesen, daß der Vater ihn gerührt an seine Brust zog und dem Himmel dankte, ihm einen so wahrheitliebenden Sohn geschenkt zu haben.





In den amerikanischen Schulen wird diese Anekdote selbstverständlich noch eifriger erzählt als in Europa, aber die Amerikaner haben Humor und haben eine Fortsetzung angehängt. Also erzählte mir ein wackrer Bürger der Vereinigten Staaten:

„Als uns der Lehrer die Geschichte von Georg Washington und dem Kirschbaum erzählt hatte, kannte ich nur das eine Streben, dem großen Manne ähnlich zu werden. Ich flehte und bestürmte meinen Vater, mir ein kleines Beil zu schenken. Um Obstbäume brauchte ich nicht zu bitten, denn die standen ohnehin schon hinter dem Hause im Garten. Sobald ich mein Beil hatte, suchte ich mir ein junges Bäumchen heraus und hackte es ab. Leider war es kein Kirsch-, sondern ein Apfelbäumchen, aber ich dachte, so genau komme es nicht auf die Obstart an. Am Abend kam mein Vater heim aus dem Geschäft. Ich erwartete ihn klopfenden Herzens. Nach einer Weile ging er in den Garten, dann hörte ich ihn einen zornigen Ausruf ausstoßen, und gleich darauf kam er ins Haus zurück und rief:

‚Wer hat das Apfelbäumchen umgehackt?'

Alsbald trat ich freudestrahlend vor und rief genau wie Georg Washington bei jener denkwürdigen Gelegenheit:

‚Das bin ich gewesen, lieber Vater, mit meinem Beilchen!'

Mein Vater schnallte alsbald seinen Leibriemen





ab, ergriff mich beim Schopfe, legte mich übers Knie und verabreichte mir die abscheulichste Tracht Prügel, die ich in meinem Leben erhalten habe.

Das habe ich mir gemerkt, und seither habe ich die Wahrheit nur noch dann gesprochen, wenn eine Lüge absolut nicht in meinen Kram passen wollte."

Die amerikanische Geschichte ist sehr gut, aber sie ist ein Scherz. Ich aber möchte allen Ernstes fragen: Welchen Zweck und welchen Nutzen hat es, den Kindern die Liebe zur Wahrheit einzubleuen? Lügen und Stehlen ist ihnen angeboren. Und alles Predigen nützt dagegen nichts. Habe ich nicht den Spruch Reinicks behalten bis auf den heutigen Tag, obschon nun, so traurig das auch für mich ist, fünfunddreißig Jahre vergangen sind, seit ich ihm zuerst begegnete? Hat man mir also nicht ausdrücklich die Liebe zur Wahrheit gepredigt? Und hat es irgend etwas genützt?

Ach nein, nicht das geringste! Gelogen habe ich, daß die Balken sich bogen, und damit nicht genug, habe ich mir sogar fremdes Gut angeeignet. Stehlen nannten wir es freilich nicht, sondern strenzen oder gansen. Wie ich taten alle meine Kameraden. Alle logen und stahlen. Die ganze Gemarkung wurde von uns heimgesucht. Wir wußten, wo die besten Weintrauben, die saftigsten Birnen, die schönsten Kirschen, Pflaumen, Nüsse und so weiter reiften und wann und wie man ihnen am besten beikommen konnte. Wir hatten Verstecke in Wald und Feld, wo wir die Beute





unterbrachten, die wir nicht gleich verzehren konnten. Denn obschon ein Bubenmagen dehnbar ist wie Gummi, kommt doch auch für ihn der Moment, wo er weitere Aufnahme verweigert.

Nicht nur das: ich habe nicht nur selbst gelogen und gestohlen. Ich habe auch noch andre zum Lügen und Stehlen angeleitet. Mein um einige Jahre jüngerer Bruder machte mir die Sache schwer genug. Ich erinnere mich noch, wie wir zusammen Zucker naschten und wie ich ihm einschärfte, der heimkehrenden Mutter zu sagen, daß wir keinen Zucker genommen hätten. Statt die Frage abzuwarten, lief der Bursche ihr entgegen und erklärte alsbald:

„Ich bin nicht am Zucker gewesen!“

Und die Mutter, die das Sprichwort: „Qui s'excuse, s'accuse“ kannte, war nicht einen Augenblick im Zweifel über unsre oder vielmehr meine Missetat.

Und einmal habe ich als Räuberhauptmann den Bruder in einen Weinberg geführt, wo uns ein Feldschütz entdeckte, dem wir schließlich nur dadurch entgingen, daß wir Hand in Hand durch den Fluß wateten, der stellenweise so tief war, daß ich den Kleinen tragen mußte, wenn er nicht ertrinken sollte. Und ich erinnere mich, daß wir dann im Walde an einer offenen und sonnigen Stelle unsre Kleider auszogen und trockneten. Das taten wir, als die Trauben reif waren, also wahrscheinlich im Oktober.

Ach Gott, wenn ich so was jetzt täte, könnte ich





nachher vier Wochen im Bett liegen oder gleich ganz draufgehen. Damals aber hat es weder mir noch dem Kleinen das allergeringste geschadet. Ich bin auch einmal, als das Eis wegging, bis über den Kopf ins Wasser gefallen und erst heimgegangen, als die Kleider am Leibe getrocknet waren. Und dabei blieb ich gesund und frisch.

Das allerschlimmste aber ist, daß ich jetzt, wo ich ein würdiger Bürger und Familienvater bin, mich nicht im geringsten meiner Untaten schäme. Im Gegenteil! Ich erzähle sie Ihnen beinahe mit Stolz!

Soll ich daher den Hans, den Schlingel, prügeln, wenn er tut, woran ich mich gern erinnere?

Nein, ich will ein Türke sein, wenn ich das tue!

Denn ich muß es sagen: mein vierjähriger Sohn lügt wie ein Oberförster. Er lügt ganz ohne Not. Er lügt, weil ihm das Lügen Spaß macht. Wenn er etwas entzweigeschlagen hat, besinnt er sich keinen Augenblick, um mir, dem strenge fragenden Vater, zu sagen:

„Das hat die Mama getan!"

Ja, er entblödet sich nicht, mir hohnlachend zu versichern:

„Das hat der Papa getan!"

Damit nicht genug, erfindet er die unglaublichsten Geschichten. Er erzählt zum Beispiel:

„Gestern bin ich einem Elefanten begegnet. Einem ganz kleinen Elefanten! So klein war er!"





Und er zeigt mit seinen kleinen Händchen, daß der Elefant nicht größer war als ein Hund.

„Was? Einen so kleinen Elefanten hast du gesehen? Und auf der Straße? Was hat der denn auf der Straße getan?"

„Er ist aus seinem Garten weggelaufen, weil der kleine Bub dort ihm keinen Kuchen geben wollte."

„Ah!"

„Jawohl, und er ist zum Bäcker gegangen und hat Kuchen geholt!

„Hat ihm denn der Bäcker Kuchen gegeben?"

„Natürlich! Er hat Angst gehabt vor dem Elefanten!"

„Warum Angst? Vor einem so kleinen Elefanten hat man doch keine Angst?"

„Wenn aber der kleine Elefant wieder in seinen Garten geht und holt die großen? Und dann kommen sie alle zu dem Bäcker, dann hat er doch Angst, nicht wahr?"

„Hör einmal, das glaube ich nicht! So kleine Elefanten gibt es gar nicht. Und sie dürfen auch gar nicht aus ihrem Garten. Da ist doch ein hohes Gitter drum herum. Wie sollen sie auf die Straße kommen?"

„Sie sind doch auf der Straße gewesen: ich habe sie doch gesehen!"

Und dreimal hintereinander macht der Kleine beschwörend:

„Jawohl! Jawohl! Jawohl!"





Ich frage mich, warum der Junge solche Geschichten nicht erfinden soll? Warum soll er die Wahrheit reden? Reden wir denn die Wahrheit? Erzählen wir den Kindern nicht jeden Tag hundert und aber hundert Geschichten, an denen kein wahres Wort ist? Sollen wir die Märchen aus der Kinderstube verbannen?

Es gibt Leute, die das befürworten.

Mir selbst sind einige dieser Märchen verhaßt, nämlich die Geschichten von bösen Hexen und Menschenfressern, von Gespenstern und Teufeln, womit man uns früher Angst gemacht hat. Ich finde es zum mindesten überflüssig, wenn nicht schädlich, den Kindern Furcht einzujagen mit Dingen, die nicht existieren. Die Mütter, Väter und Kindermädchen, die ihre Kinder zur Ruhe bringen, indem sie ihnen Schauergeschichten erzählen, kommen mir sehr unverständig und töricht vor, und ich bin ganz dafür, daß man alle diese haarsträubenden Märchen beiseiteläßt.

Aber ganz anders steht es mit den Märchen, die nicht Furcht, sondern Freude erregen. Die Hauptsache ist, daß man auf Erden glücklich und zufrieden sei. Das wünschen wir für unsre Kinder, und wenn sie der Glaube an gütige Feen, an das Tischlein-deck-dich und die Tarnkappe glücklich machen kann, weiß ich nicht, warum wir ihnen dieses Glück nicht bescheren sollen.

Drei Monate vor Weihnachten begann bei Hans die Freude über das kommende Christkindchen, das ihm alle die schönen Dinge, die er sich wünschte,





bringen würde. Wenn er mich in der Arbeit störte und kein vernünftiges Zureden nützte, brauchte ich ihm nur zu sagen, daß das Christkindlein bösen Kindern keine schönen Sachen, sondern eine Rute bringe, um ihn zur Ruhe zu bewegen. Soll ihm diese ebenso schöne wie unschuldige Erfindung etwas schaden? Wer kann das glauben?

Ich habe von einem Amerikaner gelesen, der sich rühmt, sein Söhnlein auf dem engen Pfade der Wahrheit erzogen zu haben. Niemals habe er ihm eine Unwahrheit gesagt, auf alle seine Fragen habe er ihm stets der Wahrheit gemäß geantwortet. Das muß ein Nordsamerikaner sein, ein echter Neuengländer, nämlich ein geborener Münchhausen.

Wenn er bei meinem Jungen wäre, wetten wollte ich, was Sie wünschen, daß der nicht zweimal gefragt hätte, ehe der Amerikaner dreimal gelogen hätte.

Die Wahrheit sagen!

Aber du lieber Gott, um die Wahrheit zu sagen, muß man sie erst wissen! Wer weiß sie denn? Wer besitzt sie?

Was sagt denn dieser Amerikaner, wenn ihn sein Sohn fragt:

„Wer hat denn die Sonne gemacht? Warum ist sie so hell? Wer steckt am Abend die Sterne an? Warum weht der Wind? Wo kommt er her? Wie geht das zu, daß aus der Kastanie, die wir in die Erde gesteckt haben, ein Bäumchen aufgewachsen ist?“





Tausend solcher Fragen stellt wohl jedes Kind an jedem Tage, und von andern, sehr intimen und öffentlich nicht zu erwähnenden Fragen spreche ich nicht.

Was antwortet denn da mein Amerikaner? Wenn er wirklich die Wahrheit reden will, muß er in den meisten Fällen sagen: „Ich weiß es nicht."

Und damit gibt sich Hans zwar mitunter, aber durchaus nicht immer zufrieden.

Ehe wir von unsern Kindern Wahrheit verlangen, müßten wir aus unserm eignen Leben die Lüge verbannen. Aber wir kommen ohne Lüge nicht aus, können nicht ohne sie auskommen. Sie ist ein wichtiger, unentbehrlicher Kitt unsrer menschlichen Gesellschaft. Keine Familie, keine Gemeinde, kein Staat könnte vierundzwanzig Stunden lang existieren, wenn wir alle plötzlich die verrückte Idee ausführten, einander die Wahrheit zu sagen.

Wir lügen den lieben langen Tag, und das, was wir Höflichkeit, Lebensart, gute Sitten nennen, ist beinahe nichts als Lüge. Wenn der Geschäftsmann nicht lügen könnte, wäre er in drei Tagen bankrott, und acht Tage nach der Einführung der allgemeinen lautern Wahrheit wären die meisten von uns totgeschlagen, die übrigen als Einsiedler in Wäldern und Wüsten versteckt.

Warum also für unsre Kinder eine Regel aufstellen, die der menschlichen Natur und der gesellschaftlichen Einrichtung zuwiderläuft? Die wir selber nicht be-





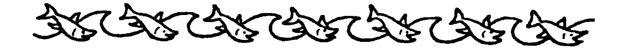
folgen, die wir vor den Augen des aufmerkenden Kindes ohne Unterlaß verleugnen? Von der wir ganz gut wissen, daß sie im praktischen Leben absolut unbrauchbar ist? Ja, zu deren Verleugnung wir selbst bei Gelegenheit das nämliche zur Wahrheit erzogene Kind anstiften? Denn es wird wenige Eltern geben, die nicht schon ihrem die Haustür öffnenden Kinde anempfohlen hätten, dem unwillkommenen Besucher den falschen Bescheid von der Abwesenheit des Vaters oder der Mutter zu geben.

Bei meinem Bart! Es wäre mir sehr peinlich, wenn Hänschen immer die Wahrheit sagte, wenn er meine Bäume umhackte, meine Pfeife zerschlüge, meine Bücher zerrisse und nachher herkäme wie der legendäre Georg Washington und gar noch stolz auf seine Schandtaten wäre! Ich würde ihn entweder für außerordentlich dumm oder für ein höchst verstocktes Gemüt halten.

Schwindelt er mir aber etwas vor, so ist das ein Beweis, daß er sich der Strafbarkeit seiner Handlung bewußt ist und daß er klug genug ist, um einen Ausweg aus der Klemme zu suchen.

Auf jeden Fall aber werde ich ihn nicht starr zu einer Regel verpflichten, von der ich ihm nachher täglich Ausnahmen gestatten müßte. Er mag ruhig seine Schnurren erfinden und erzählen, das schadet nichts. Nur wenn er böse Absichten dabei verfolgt und andern schaden will, werde ich ihm das anders als halb lachend verweisen. Handelt es sich aber um einen seiner kleinen





Schurkenstreiche, deren er wie jedes gesunde Kind täglich drei Dutzend ausübt, so werde ich mich stets mindestens ebensosehr freuen wie erzürnen, und keinen Augenblick werde ich daran denken, ihn für Fehler verantwortlich zu halten, die das allgemeine Erbteil unsers sündhaften Menschengeschlechtes sind.

Die Engländer sagen, es gebe zwei Sorten Lügen, die schwarze und die weiße. Münchhausen ist ein weißer Lügner, den Hauptmann von Köpenick kann man je nach seiner humoristischen Veranlagung für einen schwarzen oder für einen weißen Lügner halten, die Hexe, die Hänsel und Gretel in das Lebkuchenhäuschen lockte, war ohne Widerspruch eine schwarze Lügnerin.

Diese Unterscheidung ist sehr gut, aber wie in allen diesen Dingen ist die Trennungslinie so fein und dünn, daß man ein Stück Herrgott sein müßte, um nicht jeden Tag zwanzigmal einen Schritt zu weit nach rechts oder nach links zu tun.

Jedenfalls aber mag man solche Lügen erlauben, die weiter nichts als Betätigung der Phantasie sind, wie die Elefantengeschichte Hänschens. Wenn wir sie verdammen, was soll dann aus unsern Romanschreibern werden?

Ferner sehe ich milde auf die Notlügen, daß heißt auf die Lügen, die das Kind erfindet, um sich aus seiner schiefen Lage zu retten. Wenn Georg Washington das Bäumchen umgehackt und aus Angst vor dem





zürnenden Vater die Wahrheit geleugnet hätte, so wäre das eine sehr verständige und darum verzeihliche Notlüge gewesen.

Die einzigen Lügen, die keine Milde verdienen, sind Verleumdungen, Verdächtigungen, falsche Denunziationen und überhaupt alle Unwahrheiten, die darauf abzielen, einen andern zu schädigen.

Hans bringt jeden Tag mehrere Dutzend sehr schöner Lügen vor, aber so eine ist noch nicht dabei gewesen.

Und solange so keine kommt, mag er ruhig den steinigen Pfad der Wahrheit verlassen und den bequemeren Weg der Lüge wandeln.

Wer noch nie gelogen hat — nein, wer nicht jeden Tag mindestens einmal lügt, der werfe den ersten Stein auf ihn und auf mich!





9

Pyramus und Thisbe

> Es waren zwei Königskinder
> Die hatten einander so lieb,
> Sie konnten zusammen nicht kommen, —
> Das Wasser war viel zu tief.

Aber nein, das geht nicht, die zwei da hießen ja Hero und Leander. Bei Pyramus und Thisbe war es nicht das Wasser, sondern eine Wand, welche die Liebenden trennte, eine Wand, die im Sommernachtstraum vortrefflich von dem Meister Thoms Schnauz dargestellt wird. Außerdem waren die beiderseitigen Eltern nicht Könige, sondern brave Bürgersleute. Das ist also mein Fall.

Freilich ist es keine Wand, sondern nur ein Zaun, der die Nachbarskinder hindert, zueinander zu kommen, aber da die Wand eine Ritze hatte, und da ein Zaun eigentlich nur aus Ritzen mit Stäben dazwischen besteht, stimmt das ganz gut.

Pyramus ist mein Sohn Hans, Thisbe ist das Nachbartöchterlein, das auf den schönen Namen Lucienne hört. Zusammen zählen beide jetzt acht Jahre, aber was ein Haken werden will, krümmt sich beizeiten, und die zwei sind ein vollendetes Liebespaar. Ein jedes bleibt auf seiner Seite des die beiden Gärten





trennenden Zaunes, aber sie sind ohne Unterlaß beisammen und werden so gut fertig bei ihren Spielen, als ob der Zaun nicht da wäre.

Vielleicht sogar besser!

Denn es fehlt auch in diesem Liebesverhältnisse nicht an kleinen Zwisten, und wenn sie einander erwischen könnten, würden sie sich vermutlich mindestens dreimal täglich zerzausen.

Zu kleinen Gefechten kommt es ohnehin.

Heulend kommt Hänschen zu mir in die Stube.

„Buhbuhbuh!"

„Was ist los? Hast du dir wehgetan?"

„Buhbuhbuh! Lucienne hat mir eine Eisenbahn auf den Kopf geschlagen!"

Wider Willen muß ich lachen. Eine Eisenbahn auf den Kopf geschlagen! Die Idee ist gar zu ungeheuerlich!

Aber es hat seine Richtigkeit. Die Eisenbahn ist ein kleines Ding aus Blech, das man aufziehen und zum Herumschnurren bringen kann. Ein Onkel hat sie dem Kleinen zum Geschenk gemacht, er hat sie der Freundin gezeigt, und im Verlaufe des Zwiegespräches hat die Schöne das Ding ihrem Anbeter an den Kopf geworfen.

Nicht hart, denn die Kollision hat keine Spuren zurückgelassen. Aber immerhin ist es herzkränkend, wenn einem von der Dame seines Herzens eine Lokomotive an den Kopf geworfen wird, und ich bemühe





mich, den in seinen zarten Gefühlen Verletzten zu trösten.

Ich sage ihm:

„Na, bleib ein bißchen bei mir. Gleich bin ich fertig mit meiner Arbeit und dann betrachten wir zusammen den Struwwelpeter. Du brauchst auch nicht immer mit Lucienne zu spielen. Kannst du nicht allein spielen?"

Das leuchtet ihm ein, aber er bleibt nicht da, sondern eilt sofort wieder hinaus, um der Nachbarin seine Kriegserklärung zu verkünden.

Zu diesen Erklärungen haben die beiden ihre besondere Formel gefunden, die in einem vielmal wiederholten kurzen Gesange besteht. Die Worte lauten:

„Ich spiel' nicht mehr! Ich spiel' nicht mehr!"

Wenigstens dreimal täglich wird diese Erklärung von beiden Parteien abgegeben, und jedesmal übt sie eine starke Wirkung aus. Aber wie es sich gehört, wird der männliche Teil davon tiefer gekränkt als der weibliche. Wenn Lucienne den Krieg erklärt, ist Hans verzweifelt und sucht weinend Trost bei den Eltern. Geht aber die Erklärung von Hans aus, so stellt sich Lucienne, als ob ihr das ganz gleichgültig sei. Wenn die beiden größer sind, werden sie es genau ebenso machen, denn es ist die Rolle des Mannes, zu werben und um Liebe zu flehen, die des Weibes, zu versagen und ihre Eroberung zu erschweren.

Im übrigen aber machen die beiden keinen Unter-





schied, und ebensooft wie Hans erhebt Lucienne ein mörderliches Geschrei, weil der Nachbar mit seiner Peitsche über den Zaun geknallt und seine Lucienne getroffen hat.

Dann läßt sich Lucienne von ihrer Mutter trösten, und bald erscheint sie wieder am Zaun, um zu singen:

„Ich spiel' nicht mehr!"

Das hat eine starke Wirkung auf Hans. Zuerst versucht er es mit den schönsten Worten, dann bietet er all seine Spielsachen an. Bleibt alles fruchtlos, dann sucht er weinend Trost im Hause.

Die Eisenbahn macht beiden viel Freude und Kummer.

Hans kommt und zeigt mir eine funkelnagelneue Lokomotive.

„Wo hast du die schöne Lokomotive her?" frage ich mißtrauisch. „Ist sie dein oder gehört sie Lucienne?"

Alsbald lügt er im Brustton der Ueberzeugung, daß sie sein Eigentum ist, aber schon höre ich das gramvolle Weinen der kleinen Nachbarin.

„Hans hat mir meine Lokomotive abgenommen!"

„Willst du gleich der kleinen Lucienne ihre Lokomotive wiedergeben?"

„Nein, nein! Das ist meine Lokomotive!"

Und er umklammert das Spielzeug mit beiden Händen.

Mit Gewalt muß ich sie ihm abnehmen und der rechtmäßigen Eigentümerin zurückgeben. Und nun heult Hans, während Luciennes Kummer gestillt ist.





„Du hast doch selber eine Eisenbahn, eine viel schönere Eisenbahn! Such doch deine eigne Lokomotive und spiel damit."

Ich suche sie, und Hans ist zufrieden. Alsbald begibt er sich an den Zaun und singt:

„Meine Lokomotive ist schöner! Meine Lokomotive ist schöner!"

Nicht immer entsteht Heulen und Weinen, weil eins das Spielzeug des andern hat.

„Hans, was ist denn das für ein Pferdchen? Das hast du gewiß der Lucienne abgenommen?"

„Nein, nein, das ist mein Pferdchen!"

„Ist das wahr, Lucienne? Ist das nicht dein Pferd?"

Hans ruft dazwischen:

„Sag, es wäre mein, Lucienne! Sag, es wäre mein!"

Und Lucienne antwortet wirklich, um ihrem Genossen zu helfen:

„Ja, das ist dem Hans sein Pferdchen!"

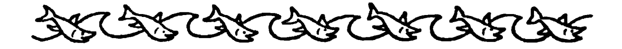
Lucienne hat ein lebendiges Kaninchen, das ist ihr Stolz und Hänschens Kummer. Dafür aber hat Hänschen eine lebendige Schildkröte, und eines gleicht das andre aus. Das Kaninchen brennt von Zeit zu Zeit durch, und dann ist große Jagd drüben und auch hüben, denn dieses unvernünftige Tier respektiert die Grenze nicht und schlüpft durch eine Lücke im Zaun zu uns herüber. Wird es dann gefangen und ausgeliefert, so ist Hänschens Schmerz ebensogroß wie seine Freude, wenn das Langohr sich in unserm Garten sehen läßt.





Aber seinen größten Neid fordern drei neue Spielkameraden der Nachbarin heraus. Bisher waren die beiden in diesem Punkte gleich gut versorgt. Hatte Lucienne ihren Bubull, so stand dafür ihrem Zaungenossen der Pudel Misère zur Verfügung, und gewissermaßen hatte Hans den Vorteil, denn gegen den abscheulichen Bubull ist Misère ein höchst vornehmer Aristokrat, der auf eine lange Reihe illustrer Ahnen zurückschauen kann. Zwar haben wir ihn auf der Straße aufgelesen, und seinem damaligen höchst elenden Aussehen verdankt er seinen Namen, aber in dieser schnöden Welt kommen solche Dinge vor. Authentische Nachkommen authentischer Könige müssen sich kümmerlich durchs Leben betteln — zum Beispiel die Söhne und Töchter Behansins, des Königs von Dahomey —, Ludwig Philipp mußte in der Schweiz den Lehrer spielen, ehe er den Thron seiner Großonkeln bestieg, und den Karageorgewitschen erging es auch nicht gerade glänzend, ehe ein fröhliches Schlachtfest ihnen Krone und Szepter des Urgroßvaters wiederbrachte. Warum soll also ein Hund ein besseres Schicksal haben als ein sogenannter Mensch? Es ist kein Zweifel, daß die Vorfahren Misères zum hohen Hundeadel gehört haben, man merkt seinen lückenlos kohlrabenschwarzen Haaren das in seinen Adern rollende blaue Blut an und kann sich nicht irren. Dahingegen sieht man dem Bubull des Nachbars auf fünfhundert Schritte an, was für eine lumpige Plebejerbande seine





Familie seit vielen, vielen Generationen gewesen ist. Der Kerl ist weder Pudel noch Windhund, weder Dogge noch Jagdhund, weder Neufundländer noch Dachshund, weder Bernhardiner noch Pinscher noch Spitz noch Bracke noch Seiden-, Fleischer-, Schäfer- oder Haushund. Er ist alles und gar nichts. Einem australischen Dingo sieht er ebenso ähnlich wie einem Leonberger. Der abscheuliche Köter Justs in „Minna von Barnhelm" muß so ausgesehen haben.

Mithin war mein Sohn bislang im Vorteil, den Besitz von Hunden anlangend. Aber denken Sie sich, dieser Bubull ist in Wirklichkeit eine Bubulle und hat kraft dieser Eigenschaft drei kleine Köter zur Welt gebracht, alle drei ebenso häßlich wie die Mutter, häßlich wie die von Reineke und Isegrim besuchten Meerkatzen, trotzdem aber das Entzücken der beiden Kinder und der Gegenstand der Eifersucht für Hans.

Seit diese kleinen Köter da sind, haben ich und der Hund Misère keine ruhige Stunde mehr. Es wird von uns verlangt, wir sollten gleichfalls junge Hunde zur Welt bringen. Misère sagt nichts, das brave Tier läßt sich alles gefallen, sogar die gewiß durchaus unverdienten Vorwürfe, die ihm sein zweibeiniger Kamerad in diesem Falle macht. Es ist wahr, das böse Schicksal hat ihm einen weiblichen Namen gegeben, aber das ist auch alles, was bei ihm ans zarte Geschlecht erinnert, und der Name genügt nicht in solchen Angelegenheiten. Daß ich dabei noch weniger vermag





als Misère, glaubt mir wohl auch jedermann ohne alle weitere Beweisführung. Jedermann, nur nicht der, auf den es ankommt, mein Sohn und Tyrann.

Er ist davon überzeugt und Lucienne teilt seine Ueberzeugung, daß der Papa Luciennens im Vereine mit Bubull den jungen Hunden das Leben geschenkt hat und daß es bei mir und Misère nur böser Wille ist, wenn wir nicht auch unsern Garten mit kleinen Kötern bevölkern.

Jedenfalls haben diese Köter die Schranken zwischen dem jugendlichen Liebespaar niedergerissen, nicht buchstäblich, sondern bildlich. Das Zuschauen von der andern Seite des Zaunes genügt nicht mehr, seit Lucienne sich mit der Hundemutter und ihren Sprößlingen im Grase herumwälzt. Solchen erschrecklichen Versuchungen mag widerstehen wer da will und kann: mein Sohn ist ihnen nicht gewachsen. Er hat so lange geschrien und getobt, uns mit fürchterlichen Racheakten bedroht, als zum Beispiel, er werde uns über die Gartenmauer auf die Straße werfen, wo wir von Pferden und Wagen totgefahren und -getreten würden, oder er werde leise, leise die Gartentür aufmachen, fortlaufen und nie, nie wiederkommen, oder er werde im Keller alle Flaschen herunterreißen und zu Scherben zerschlagen, und andre grausame Dinge mehr, bis die Nachbarn sich ins Mittel legten und die Erlaubnis zum Ueberschreiten des Rubikons gegeben wurde.

Seither existiert der trennende Zaun nicht mehr





für das liebende Paar, und ich weiß nicht, sollen wir uns dessen freuen oder betrüben. Wenn ich bedenke, welche schreckliche Folgen die Wand zwischen Pyramus und Thisbe gehabt hat, neige ich zur Freude. So werden unsre beiden doch nicht in Versuchung kommen, sich ein Rendezvous auf dem Cimetière Montmartre zu geben, wo ein aus der anstoßenden Menagerie des Hippodroms entsprungener Löwe zu grausigen Dingen Anlaß geben könnte. Anderseits freilich hat diese Vereinigung Kummer und Gram mitgebracht. Die Hälfte der Zeit ist Hans drüben bei Lucienne, die andre Hälfte ist sie hüben bei ihm. Und beides ist nicht ungemischt erfreulich.

Es ist sehr bemerkenswert, welche Geduld und Nachsicht man mit den Kindern hat, die man selbst in die Welt gesetzt hat. Mit den Kindern andrer Leute ist es anders. Dieser Knabe Hans hat keinen Respekt vor mir und meiner Arbeit, und wenn ich im schönsten Dichten bin, kommt er und zieht und schreit so lange, bis ich ihm gesagt habe, warum die Regenwürmer keine Beine haben und wohin die Pferde ihre Eier legen. Und ich bin schon so gut erzogen worden durch meinen Sprößling, daß ich meinen Unwillen verstecke und antworte, wohl wissend, daß meine Entrüstung eine weit schlimmere Unterbrechung meiner Arbeit bringen würde als der schleunige Gehorsam.

Seit aber die Gefährtin meines Sohnes ebenfalls in mein Zimmer gelaufen kommt, um zu erforschen,





was ich da mache, wie die an den Wänden hängenden Männer heißen und was in all den Büchern steht, bin ich hart wie der Landgraf von Hessen nach seinem Nachtquartier in Ruhla. Jetzt nehme ich die Ruhestörer einfach bei der Hand, führe sie hinaus und mache die Tür hinter ihnen zu. Und dabei sehe ich so grimmig aus, daß Lucienne eine Mordsangst hat und daß sogar Hans denkt, es sei besser, den Löwen nicht länger zu reizen. Und dann höre ich zu, wie er als Hausherr der Freundin die Sache erklärt:

„Wenn der Papa arbeitet, darf man ihn nicht stören, sonst wird er furchtbar bös."

Lucienne ist sehr verwundert.

Ihr Papa arbeitet in seinem Bureau irgendwo in der Stadt, wo sie nie hinkommt, aber er arbeitet auch zu Hause manchmal, indem er im Garten die Blumen begießt, den schadhaft gewordenen Zaun flickt oder den Hühnerstall vergrößert. Und dabei darf sie zuschauen und darf fragen, soviel sie will. Warum also darf sie nicht fragen und zuschauen, wenn Hänschens Papa arbeitet?

Hans sucht die Sache zu erklären, kommt aber zum Schlusse, daß er es selbst nicht versteht, und da sind sie wieder alle beide und wollen, daß ich ihnen die Gründe meiner unverständlichen Handlungsweise angebe. Der Löwe brüllt und schickt das Paar zur Mama, und darauf habe ich wirklich zwanzig Minuten oder gar eine halbe Stunde Ruhe.



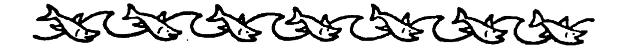


Die beiden lieben sich inniglich, das ist ausgemacht, und wenn Hans zu der Freundin will, sagt er mir: „Ich will zu meinem Schatz."

Lucienne dagegen nennt den Kleinen ihren „Amoureux", und dementsprechend küssen sich die beiden, daß es eine Freude ist. Auch bringt ein jedes von ihnen liebevoll einen Teil des Kuchens oder sonstigen Süßigkeiten an den Zaun, um dem Spielkameraden etwas abzugeben. Aber trotzdem vergeht kein Tag ohne eine fürchterliche Szene von Raufen und Prügeln, und die beiden zusammen weinen und heulen, daß die beiderseitigen Eltern nicht wissen, wo ihnen der Kopf steht.

Zum Glück gewöhnt man sich an alles, auch an Kratz- und Beißwunden, die dem Sohne von seinem Schatze beigebracht werden. Auch Hans und Lucienne haben sich daran gewöhnt, und das ist gut, denn wenn sie erst in die Schule kommen, wird es noch ganz andre Schlachten und Prügel geben. Ihr Liebesverhältnis ist eine gute Vorbereitung auf das, was ihrer in der Schule und weiterhin im Leben harrt.





10

Der Lehrmeister

Was ich alles lerne von meinem Sohne, das grenzt ans Unglaubliche!

Und es ist recht schade, daß man nach einer solchen Lehrzeit nicht noch einmal jung wird, um von dem Gelernten profitieren zu können. Tausend Dinge lerne ich in mir selbst und in meiner Umgebung kennen, weil mein Sohn mich darauf aufmerksam macht. Alles will ich hier nicht erzählen, denn wen außer mir geht es an, was für Abgründe ich bei mir entdecke? Die ebenda entdeckten Gipfel gehen zwar auch nur mich an, aber davon plaudere ich lieber als vom Gegenteil.

Nun laufe ich schon so lange in der Welt herum, besuche Ateliers, duze Künstler, beschnüffele Bilder und Statuen, schreibe sogar — denn man muß in seinem Berufe arbeiten, und da ich meinen Beruf verfehlt und keine auskömmliche Rente ererbt oder erheiratet habe, besteht mein Beruf in der Schreiberei — über das Erschnüffelte, und trotzdem ist mir noch nie die Idee gekommen, ich könnte am Ende selber Kunstwerke schaffen. Mein Sohn hat mir die Augen geöffnet: in mir steckt ein großer Künstler!

Ich habe eine ganze Galerie von Kunstwerken für Hans geschaffen: Männer mit Spazierstöcken und Ta-





bakspfeifen, Damen mit Sonnenschirmen und kleinen Hunden, Kinder mit Reifen und Blumensträußen; und alles auf den ersten Blick zu erkennen, keine symbolistische, impressionistische oder sonst -istische Malerei, aus der kein Mensch klug wird und die deshalb von den Kennern bewundert wird.

Wahrhaftig, wenn ich an meine Malerei denke, bin ich versucht, mich aufzublähen wie ein kalkuttischer Hahn oder wie ein impressionistischer Bildhauer, so stolz werde ich!

Zuerst wagte ich meine Malereien nur auf die Rückseite von Briefen oder — ach, armer Yorick! — von zurückgekommenen Manuskripten zu setzen, aber ich erkannte bald, daß dieses Material nicht dauerhaft genug für die Tatkraft meines Sohnes sein konnte. Ritsch, ratsch war so ein schönes, von Fleiß, Geschmack und Talent zeugendes Werk in Fetzen, und betrübt schaute der Urheber zu und wünschte andern Malern ähnliche Kritiker.

Aber es wuchs mein Stolz, meine Zuversicht, mein Selbstvertrauen, und ich genierte mich nicht mehr schönes, gutes, starkes Papier zur Schaffung meiner Werke zu benutzen. Darauf zeichnete ich Silhouetten, wie sie im Schattentheater des Chat noir nimmermehr schöner waren, schnitt sie mit Sorgfalt und Verstand aus und befestigte sie mit einem nicht genug zu bewundernden Aufwande von Erfindungskraft und Geschicklichkeit auf kleinen Brettlein, also daß sie aufrecht





stehen konnten. Leider waren sie auch jetzt noch nicht dem ungestümen Tatendurste meines Sohnes gewachsen, und ohne Erbarmen riß er den Männern die Pfeife aus dem Munde, den Arm von der Schulter, den Kopf vom Halse und das Postament von den Füßen.

Und zum Schrecken der heimkehrenden Mama fand ich einen Ausweg: ich klebte die ausgeschnittenen Silhouetten fein säuberlich auf die Fensterscheiben. Da hatte ich einen ganzen festlichen Zug befestigt: an der Spitze der Mann mit Zylinder, Stock und Pfeife, hinter ihm die Dame mit Federhut, Sonnenschirm und Hündchen, endlich ein kleiner Junge mit dem Reif. Aber das war noch gar nichts, denn es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken, und ich bin ein Mensch und strebte nach höhern Zwecken.

Ich zeichnete und schnitt eine ganze Kutsche, davor ein etwas knickebeiniges Pferd, auf dem Bock ein Kutscher mit langer Peitsche. Das war wunderschön, und ich glaube nicht, daß irgendein berühmter Künstler sich des Werkes geschämt hätte. Mit Hilfe meines Sohnes wurden dann Verbesserungen und Zutaten ausgeführt: an dem offenen Kutschenfenster sah man Kopf, Arm und Taschentuch einer grüßenden Dame, auf dem Hute des Kutschers saß ein frecher Spatz, auf der Kutsche selbst stand ein nach hinten gewandter Kater mit gezückter Kralle, und gegen dieses Tier strebte ein aufspringender Hund mit geöffnetem Maule





an. Und als das alles zu unsrer größten Zufriedenheit vollendet war, ging die Arbeit erst recht los.

Mein Sohn verlangte einen „Esel streck dich!" Ohne einen Augenblick zu zaudern, machte ich mich an die schwere Aufgabe. Der Esel erstand, er streckte sich und ließ fallen, was man ebensogut für Goldstücke wie für sonst was halten konnte. Dann schuf ich ein edles Rennpferd, halb Araber, halb Engländer. Das Roß sauste langgestreckt dahin, und auf seinem Rücken saß nach vorne gebeugt der Jockei.

„So," sagte ich befriedigt, als Gaul und Reiter fertig waren, „was sollen wir jetzt machen?"

Hans besitzt eine Arche mit allen erdenklichen Tieren, also antwortete er:

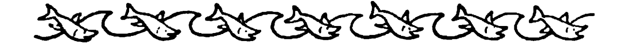
„Einen Elefanten!"

Und ich machte einen Elefanten mit stattlichem Rüssel, mit schweren, plumpen Beinen, mit ungeheuerm Leib, mit dünnem Schwänzchen und kleinen Augen, einfach ein Meisterwerk! Als hätte ich mein Lebtag Elefanten gezeichnet und ausgeschnitten!

Und nach dem Elefanten kam das Kamel dran mit seinem langen Schwanenhals, mit seinen beiden Buckeln, mit seinem kurzen Schwänzchen, den dünnen Beinen und den breiten Füßen. Und ich schuf eine Giraffe mit kleinen Hörnchen, endlosem Halse, niederfallendem Rücken, kurzen Hinter- und entsetzlich langen Vorderbeinen.

Das alles habe ich getan, und als ich mein Werk





anschaute, war ich zufrieden und stolz, denn ich sah, daß es sehr gut war.

Nach berühmten Mustern hätte ich mich jetzt zur Ruhe setzen können, aber zuerst mußte mein Werk an der geeigneten Stelle prangen. Diese Stelle war, wie schon gesagt, das Fenster. Es war herrlich, wie sich da die dunkeln und undurchsichtigen Silhouetten von der Helligkeit abhoben. Ich will nicht übertreiben: es ist möglich, daß ich schon etwas Schöneres gesehen habe, aber ich kann mich dessen nicht erinnern, und die Sache kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Der Anblick war einfach überwältigend schön, und von Rechts wegen hätte ich seinen Eindruck in der Sprache der Götter festhalten und durch ein Sonnett feiern sollen. So gut wie Michelangelos Grabfiguren hätten meine Silhouetten das poetische Lob verdient.

Wehe, wehe! Die Kunst fand keinen Anklang beim weiblichen Teile der Hausbevölkerung. Man nannte das ein Beschmieren der Fensterscheiben! Es war die alte Geschichte vom Unverstande der Bourgeoisie, die es nicht vermag, sich zu den luftigen Höhen aufzuschwingen, allwo wir Dichter und Künstler von Torte und Maiwein leben. Am nächsten Morgen fand ich die Scheiben fein abgescheuert, und meine Werke lagen naß, schmutzig, zerfetzt am Boden. O, ihr Freunde, welch ein Bild war dies!

Als Cornelius noch als zukunftsfroher Kunstjünger und Lukasbruder in Rom weilte, besuchte er einst mit





andern Genossen das Atelier eines Malers, der die Kameraden zur Prüfung seiner letzten großen Arbeit eingeladen hatte. Das Bild stellte die Vertreibung der Hagar vor, und man sah rechts am Ende den grimmigen Abraham, links am Ende Hagar und den kleinen Ismael, in der Mitte aber die Wüste. Das hatte der Mann fein säuberlich auf einen großen Karton gezeichnet, um es nachmals auf die Leinwand zu übertragen. Die Besucher standen eine Weile stumm vor dem Werke, plötzlich aber nahm ein Schweizer einen Anlauf und sprang mitten durch den Karton durch, worauf vor den Augen des zur Salzsäule erstarrten Urhebers alle andern nachsprangen.

So wie dem Maler dieser Hagar und dieser Wüste war mir zumute, als ich die Trümmer meiner Kunst auf dem Boden erblickte. Und es ward mir kein Trost, der doch dem Maler in Rom geworden. Denn als sie ihn gar so betrübt und niedergedrückt sahen, bewiesen ihm die Springer, daß das Bild durch den Wegfall der Wüste und durch das nähere Zusammenrücken der handelnden Figuren ganz unendlich gewonnen habe, und der Mann ging froh und fleißig an die Ausführung, wobei er wirklich das von den Springern herausgerissene Stück einfach wegließ.

Welcher Trost aber ward mir? Meine Bilder hatten an den hellen Scheiben herrlich geprangt, jetzt lagen sie zerfetzt und naß im Staube. Geknickt und zerschmettert beschaute ich die Ruinen. Weniger ge-





duldig und resigniert war mein Sohn, der zu meiner innigen Genugtuung ein entsetzliches Wehgeschrei anstimmte, als er die Zerstörung seiner Galerie wahrnahm. Und ohne falsche Scham gestehe ich, daß ich mich unter seinem Schutze hervorwagte und einige giftige Reden über den mangelnden Kunstgeschmack des weiblichen Geschlechtes herauszischte.

Unsre Kunsttätigkeit gab sich mit den Silhouetten nicht zufrieden; wir wollten nicht nur Form, sondern auch Farbe haben. Und ich ging hin und kaufte einen Kasten mit köstlichen Farben, zwei Pinseln und zwei kleinen Porzellantellerchen. Und dann machten wir uns an „Ueber Land und Meer“. Wozu sind die Abbildungen in diesem trefflichsten aller Familienblätter gut, wenn sie nicht farbig und bunt sind? Es ist wahr, auch ohne Farbe kann man sie anschauen, sie dienen dann zur Belehrung, indem sie uns von fernen Ländern und interessanten Ereignissen berichten. Aber was sagt der weise Whistler? „Ein Kunstwerk soll ein Fest fürs Auge sein,“ so sagt er. Und wie kann es das sein ohne Farbe? Eine nicht aufzuwerfende Frage!

Also drauf und dran! Und ich entdeckte, daß ich nicht nur ein großer Zeichner, sondern auch ein erstaunlicher Kolorist bin. Ach Gott, wenn ich bedenke, was aus mir hätte werden können, wenn man mich auf den rechten Weg gebracht hätte! Trübner, Kalckreuth, Liebermann und wie sie alle heißen — sie können sich freuen, daß ich mein Talent nicht früher entdeckt





habe. Denn wer würde von ihnen reden, wenn ich diesen schlummernden Schatz rechtzeitig gehoben hätte! Jetzt ist es zu spät, und das ist eine gute Sache für die Leute, die Bilder malen.

Und erst mein Sohn! Das ist ein Maler! Ich selbst geniere mich durchaus nicht, und es kommt mir nicht drauf an, einen Baum gelb, eine Nase grün oder ein Paar Stiefel rot anzumalen. Denn ich weiß, daß alles auf den Reflex ankommt, also daß wir unter Umständen rote, gelbe, grüne, blaue Nasen haben können, je nachdem was uns passiert ist, respektive was wir getrunken haben. Aber gegen meinen Sohn bin ich trotz dieser Wissenschaft ein ängstlicher Akademiker, befangen in den Traditionen der Väter. Mein Sohn fuhrwerkt mit seinen Farben herum, daß die Kühnsten der Kühnen, daß Gauguin, Munch und der malende Clown vom Kreuznacher Jahrmarkt elendigliche Waisenknaben gegen ihn sind. Und einen Farbensinn hat er, daß dem Beschauer das Herz im Leibe lacht: Braun, Grau, Schwarz, Weiß und derlei neutrales Zeug verschmäht er mit offenbarer Geringschätzung. Aber Grün und Blau, Gelb und ganz besonders Rot, das ist sein Fall. Die rote Farbe ist denn auch schon ganz aufgebraucht, und wir müssen uns mit einem etwas bläßlichen Rosa behelfen. Auch das Grün geht auf die Neige, weil wir so viele Bäume anmalen mußten, und von dem Blau ist nur noch ein bißchen Schmiere übrig.





Es wird mir nichts übrigbleiben, als bald wieder zum Farbenhändler zu gehen. Die Sache kann mein Ruin werden, aber was tut man nicht, wenn es gilt, ein Talent im Sohne zu fördern, das der Vater hat überwuchern und verkümmern lassen? Was ist unsre Kindesliebe andres als verlängerte Eigenliebe? Wir bilden uns ein, im Sohne wüchsen wir nochmals auf, und nun suchen wir in ihm die Pläne zu verwirklichen, die wir selbst nicht haben durchführen können. Also habe ich beschlossen, mein Sohn solle das schöne Talent, das bei mir brachblieb, beackern und nutzen.

Das heißt, ich bin noch nicht so ganz sicher. Ich befinde mich sozusagen im Embarras de richesses. Denn dieses ist nicht das einzige schöne Talent, das ich besitze und das mein Sohn ohne jeden Zweifel geerbt hat. Man soll uns nur einmal zusammen singen hören, und man wird nicht zweifeln, daß wir auch als Musiker Bedeutendes geleistet hätten oder leisten würden. Auch das ist eines meiner vernachlässigten Talente. Ich muß mir überlegen, in welchem ich stärker bin und auf welchem Gebiete mein Sohn die besseren Aussichten hat.

Die Sache ist einigermaßen schwierig, und andre Leute haben es gut. Deren Kinder haben eben überhaupt kein Talent, oder aber sie haben nur ein einziges, und da kann die Entscheidung kein Kopfweh machen. Hat man gar kein Talent, so ist man zu allen Berufen gut, am besten aber zu irgendeinem öffentlichen Amte: da braucht man nur auf den Vor-





gesetzten zu schauen und ihm nachzutreten, und hinter uns schiebt der Nachkömmling, also daß es ganz von selbst mit regelmäßiger Gemächlichkeit nach oben geht. Und obendrein bekommt man Titel und Orden und gehört zu den Honoratioren. Wessen Sohn also kein Talent hat, der lasse ihn studieren und stelle ihn an die Staatskrippe! Bei einem Talent ist die Sache noch einfacher.

Wie aber, wenn man drei, vier, zehn, zwanzig Talente hat? Wenn man Maler, Musiker, Staatsmann, Finanzier, Captain of industry werden könnte, eins so gut wie 's andre? Das ist die Schwierigkeit, und das ist mein Fall!

Mein Fall, das heißt der Fall meines Sohnes!

Er hat zu allem Talent, sogar zum Revolutionär, denn neulich schlug er mir vor, den mieteforbernden Hausherrn zu verknüppeln und auf die Straße zu werfen.

Was soll man mit einem solchen Wunderkinde anfangen? Ich wüßte schon einen Beruf für ihn, einen Beruf, der auch für mich außerordentlich gepaßt hätte, aber leider steht es nicht in meiner Macht, ihn in diese Laufbahn zu stellen. Zum Rentier kann ich ihn nicht machen, so wenig ich mich selbst dazu habe machen können, und das ist in dieser schnöden Welt so ziemlich der einzige anständige Beruf, der einzige Beruf, worin man auf keinen Menschen angewiesen ist, worin man, soweit das in unsrer miserabeln Gesellschaft möglich ist, frei und unabhängig seinen Neigungen leben kann.





Da er nun diesen besten aller Berufe nicht wird wählen können, was soll er machen?

Mit der Schreiberei scheint er sich nicht befreunden zu wollen. Wir lernen soeben zusammen lesen, und er ist recht widerspenstig. Allerdings nicht mit Unrecht. Das ist auch so eine Sache, deren Kenntnis ich meinem Sohne verdanke. Sagen Sie mir, gibt es etwas Verrückteres als unser deutsches Alphabet? Ebenso verrückt, weil genau gleich, ist ja freilich das englische und französische Alphabet, aber verrückter ist sicher keines. Vor nicht allzu langer Zeit wollte ich Russisch lernen und machte mich, wie es sich gehört, zuerst an das Alphabet, das mich rechtschaffen ärgerte, denn in meinem noch nicht durch die von meinem Sohne angezündete Fackel erhellten Unverstande wollte mir bedünken, daß die Russen so gut wie alle andern Europäer das lateinische Alphabet hätten annehmen können.

Jetzt, wo mein Sohn mich unterweist, bin ich andrer Ansicht geworden. Das einzige wirklich gute und vernünftige Alphabet, das ich kenne, ist das russische. Es hat gerade die Hälfte mehr Buchstaben als das lateinische, aber ist das nicht ganz in der Ordnung? Wozu hat man überhaupt ein Alphabet, wenn nicht zum Ausdrücken der Laute? Ein gutes Alphabet muß ein besonderes Schriftzeichen für jeden besonderen Laut haben. Das ist in dem von den Lateinern übernommenen Alphabet durchaus nicht der Fall, weil es eben im Deutschen, im Englischen, im Französischen und





auch im Italienischen und Spanischen Laute gibt, die den Lateinern unbekannt waren. Und wie kläglich helfen wir uns da! Sch und Ch sind doch einzelne Laute, müßten also ihr besonderes Zeichen haben und nicht durch zwei oder drei Buchstaben ausgedrückt werden, die mit dem betreffenden Laute wenig oder nichts zu tun haben. Das C ist überhaupt kein deutscher Buchstabe, Z und K würden es reichlich ersetzen. Das G hat drei verschiedene Aussprachen, dafür müßte es drei verschiedene Schriftzeichen geben, ebenso zwei verschiedene Zeichen für das Ch, das in „ich“ ganz anders klingt als in „ach“. Die Russen haben in ihrem Alphabet all das sehr geschickt gemacht, und sie sind wohl die einzigen Europäer, die alles genau so schreiben, wie es gesprochen wird.

Welche Mühe geben wir uns mit ausländischen Namen, die wir genau so schreiben wie ihre ausländischen Träger, also daß der ungelehrte Leser einen solchen gedruckten Namen absolut nicht aussprechen kann! Der Russe macht das viel gescheiter. Es fällt ihm nicht ein, etwa Augereau oder Shakespeare zu schreiben: er schreibt Oschero oder Schekspir. Als ich kürzlich in Rußland war, fielen mir überall sozialistische Broschüren auf, die aus andern Sprachen übersetzt waren. Es gab da Broschüren von Ged, von Schores, von Lafarg, von Lasal, und so spricht der Leser die Namen Guesde, Jaurès und so weiter richtig aus.

Und wie leicht lernen die Kinder lesen, wenn man



ein ordentliches Alphabet hat! Ich bin überzeugt, die russischen Kinder lernen das viel schneller als die deutschen, französischen und englischen. Es ist viel leichter, dem Hirn für jeden besonderen Laut ein besonderes Zeichen einzuprägen, als ihm klarzumachen, daß ein G in „gar" anders klingt als in „lang" und anders als in „biegen". Das C ist überhaupt ganz überflüssig, das Y ebenfalls. Himmel, wenn ich mich einmal in die Sache hineinarbeite, reformiere ich mit einem Ruck die ganze deutsche Schrift! Jedenfalls sind die orthographischen Reformen, womit man uns alle zehn Jahre quält, ganz überflüssig, es sei denn, daß die Schullehrer die Absicht hätten, die ihrem Bakel entronnenen Erwachsenen noch nachträglich zu ärgern und an ihre Macht zu mahnen.

Wenn also mein Sohn sich so widerspenstig zeigt und nicht begreifen will, warum ein S und ein C und ein H, wenn sie zusammenstehen, auf einmal etwas ganz andres bedeuten, als wenn jedes für sich allein genommen wird, so neige ich als zärtlicher Vater dazu, diese Hartnäckigkeit nicht seinem Mangel an Verstand, sondern dem Mangel an Verstand der Leute zuzuschreiben, welche die deutsche Sprache in das Prokrustesbett des lateinischen Alphabetes gezwängt und damit allen seither geborenen Schulkindergenerationen grausam zugesetzt haben.





11

Liebliche Zwiegespräche

I.

Das Wort Cambronnes

Kennen Sie das Wort Cambronnes?

Dieser Cambronne soll als Befehlshaber der Garde bei Waterloo dem zur Uebergabe auffordernden englischen General mit einem einzigen Worte erwidert haben, mit einem Worte, das den vier inhaltsschweren und einsilbigen Worten entspricht, die Franz von Sickingen auf dem Totenbette dem Kurfürst von Trier sagte und deren auch sein Freund Götz von Berlichingen sich gerne bediente.

Die Franzosen machen das mit einem einzigen Wort ab, und dieses Wort spielt eine sehr bedeutende Rolle im Volksleben.

Hänschen hat das Wort gehört, aber er weiß, daß man es nicht sagen soll, und er erzählt mir das folgende:

„Denke dir, Papa, was das für ein unartiger Junge ist."

„Wer denn? Welcher Junge?"

„Der kleine Junge auf der Straße!"





„Ah! Ein Junge auf der Straße! Was hat er denn gemacht?"

„Er hat zu einem kleinen Mädchen gesagt: ‚Steig mir den Buckel hinauf!'"

„Na, das ist nicht schön, aber so arg schlimm ist es auch nicht."

„Ja, aber eigentlich hat er sagen wollen" — und der kleine Schlingel wiederholt das Wort Cambronnes mit innerlicher Ueberzeugung.

Ich sage nichts, sondern suche seine Aufmerksamkeit auf das Bilderbuch abzulenken, das ihn sonst so sehr zu interessieren pflegt. Aber Hänschen gibt sich so noch nicht zufrieden. Ihn reizt dieses böse Wort, dessen Benutzung man ihm verboten hat, nicht weniger als sonst irgendeine verbotene Frucht. Und eindringlich fährt er fort:

„Nicht wahr, das ist ein unartiger Junge, der Cambronne gesagt hat? Ein braver Junge sagt doch nicht Cambronne? Liebe Kinder sagen nie Cambronne, nicht wahr, Papa?"

Und jedesmal versieht er das berühmte Wort mit Anführungsstrichelchen und unterstreicht es dick und fett. Er leckt sich ordentlich die Lippen dabei, wie wenn er eine gestohlene Birne äße.

Das hat man davon, wenn man den Kindern verbietet, gewisse Wörter zu benutzen!



II.

Der Hausherr

Die Mama ist ausgegangen und hat mich als Wärter des Kleinen zurückgelassen.

„Paß gut auf, daß er nichts anstellt," hat sie gesagt, aber mein Gott, ich muß heute die marokkanische Frage lösen, und das ist schwer, wenn ich gleichzeitig den hoffnungsvollen Sproß überwachen muß. Er spielt im Garten und plaudert wahrscheinlich mit seiner kleinen Freundin am Gartenzaun, also kann ich mich ruhig nach Tanger, Fez und Marakesch begeben und die Vorgänge in Casablanca beobachten.

Seit einiger Zeit tönt ein Klopfen an mein Ohr, aber da ich in Marokko bin, dauert es eine ganze Weile, ehe dieses Klopfen mich zu meinem Sohne zurückbringt, und unterdessen hat er tüchtig gearbeitet. In der Gartenhütte hat der Sohn des Unglücks nicht mehr und nicht weniger als ein rechtschaffenes Handbeil, einen trefflichen Tomahawk, erwischt, und damit bearbeitet er seit fünf, zehn oder zwanzig Minuten — ich war in Marokko und weiß es nicht — die ohnehin altersschwache Gartentüre und den anstoßenden Zaun.

„Hans! Willst du gleich aufhören, die Gartentür kaput zu machen!"

Hans hält inne in seiner Arbeit und fragt gleichmütig:





„Warum?“

Warum? Das ist das scheußliche an den Kindern, daß sie immer nach Gründen fragen. Väter, die wenig Zeit und Geduld haben, schneiden solches Forschen nach Grund und Ursache dadurch ab, daß sie ein für allemal den Satz aufstellen:

„Weil du geprügelt wirst, wenn du das tust oder jenes nicht tust!“

Ich bemühe mich, mehr Geduld und Zeit zu haben.

Also, warum soll mein Sohn die Gartentür nicht zusammenschlagen? Lange überlegen darf ich nicht, sonst liegt sie in Trümmern, ehe ich den Grund gefunden habe. Also sage ich:

„Weil sonst der Monsieur Valette kommt.“

„Wer ist das, Monsieur Valette?“

„Das ist der Mann, dem das Haus und der Garten und die Gartentür gehört. Und wenn der sieht, daß man ihm etwas kaput gemacht hat, dann wird er sehr böse, und dann muß ihm der Papa Geld geben, damit alles wieder ganz gemacht wird. Und da muß der Papa immer mehr arbeiten, um das Geld für den Monsieur Valette zu verdienen. Und wenn der Papa immerfort arbeiten muß, dann hat er gar keine Zeit mehr und kann gar nicht mehr mit seinem kleinen Bub spielen. Verstehst du das?“

Hans denkt nach, eine ganze Weile, dann sagt er:

„Aber das ist doch Papa sein Haus und Papa sein Garten!“





„Nein, es gehört dem Monsieur Valette, der da drüben in dem großen Haus wohnt."

„Warum hat er zwei Häuser, Monsieur Valette? Ein Haus ist doch genug für ihn, und dann hat Papa auch sein Haus."

„Ja, aber das Haus, worin wir wohnen, gehört auch dem Monsieur Valette, und er erlaubt dem Papa, darin zu wohnen, wenn ihm der Papa Geld gibt. Viermal im Jahre kommt er und der Papa muß ihm einen großen Sack voll Geld geben."

Wieder eine nachdenkliche Pause.

„Aber wenn du ihm so viel Geld geben mußt —"

„Ja, und wenn du die Türen kaputt machst, dann muß ich ihm noch viel mehr geben, und dann habe ich gar keins mehr für andre Sachen."

„Dann hast du kein Geld mehr, um Kuchen zu kaufen für den kleinen Bub? Und ein Automobil? Und eine Eisenbahn?"

„Nein, dann kann ich dem kleinen Bub gar keine Spielsachen mehr kaufen und auch keinen Kuchen mehr und keine Bonbons!"

Hans stützt sich energisch auf das gefährliche Beil, das nicht so gefährlich ist, wie es aussieht, denn es ist so stumpf wie der Rücken eines mageren Pferdes, und sagt:

„Du mußt ihm kein Geld mehr geben! Wenn er wieder kommt und will Geld haben, dann mache ich die Tür zu und lasse ihn nicht herein. Und





wenn er nicht weggeht, werfen wir zwei ihn auf die Straße!"

„Ja, aber dann jagt er uns aus seinem Haus, und was sollen wir dann machen? Wir können doch nicht auf der Straße schlafen? Wenn es regnet und wenn es kalt ist!"

„Wo stellt der Monsieur Valette dann das Haus hin und den Garten, wenn er sie uns abnimmt?"

„Er läßt sie ruhig stehen, wo sie jetzt stehen, aber wir müssen weg."

„Aber wenn Papa seinen großen Stock nimmt, und der kleine Bub nimmt auch einen Stock, und wenn dann der Monsieur Valette kommt, dann hauen wir ihm Bumm! auf den Kopf, he, und dann?"

„Ja, der kommt aber nicht allein. Er bringt viele, viele große, starke Männer mit, und die haben alle große Stöcke. Da können wir nichts machen. Da müssen wir fort!"

Langes Nachdenken.

„Aber warum gehört das Haus dem Monsieur Valette?"

Eine schwierige Frage! Wenn ich antworte, daß er es von seinem Vater geerbt hat, wird er fragen, woher es der Vater hat, und wenn der es von seinem Vater geerbt hat, dann geht die Sache weiter wie bei dem Neger, der einen Kameraden über das Weltsystem aufklärte.

„Die Erde ist eine runde Kugel. Rund herum ist Luft."





„Aber auf was steht die Erde?“
„Auf einem großen Felsen.“
„Aber auf was steht der Fels?“
„Auf einem andern Felsen.“
„Aber was hält den andern Felsen?“
„Der liegt wieder auf einem Felsen.“
„Aber worauf liegt der?“
„Ja, das geht so weiter, da sind lauter Felsen bis unten hin!“

Um das zu vermeiden, sage ich:

„Der Monsieur Valette, der hat viel gearbeitet und viel Geld verdient, und von dem Geld hat er das Haus und den Garten gekauft.“

„Aber warum kaufst du kein Haus?“

„Weil ich nicht Geld genug habe! Du störst mich ja immer bei der Arbeit und willst, ich soll mit dir spielen. Da kann ich nicht genug Geld verdienen, um ein Haus zu kaufen. Wenn du mich immer ganz ruhig arbeiten läßt und mich nie störst, dann kriege ich zuletzt so viel Geld zusammen, daß ich ein Haus kaufen kann, und dann brauchen wir dem Monsieur Valette kein Geld mehr zu geben.“

„Ach, und wenn du ein Haus hast, dann darf ich die Gartentür kaput machen, nicht wahr?“

„Ja, aber zuerst mußt du still und artig sein, daß ich Geld verdienen kann. Jetzt aber wohnen wir noch in Monsieur Valette seinem Haus, da dürfen wir nichts kaput machen. Trag also das Beil wieder





hübsch in die Hütte und spiel weiter, ohne Lärm zu machen."

Triumph! Er ist überzeugt! Aber wo zum Kuckuck bin ich in Marokko stehengeblieben?

III.

Verlassen bin i!

„Papa, sing ein schönes Lied!"

Die schönen Lieder werden am Morgen gesungen, wenn der Thronerbe seinem Bettchen entstiegen und zu dem Vater unter die Decken gekrochen ist.

„Was sollen wir singen?"

„Krambambuli!"

Wir singen „Krambambuli", und dann singen wir „Hemteremtemtem" und „Muß i denn" und „O Straßburg" und „Frau Wirtin" und den „Jäger aus Kurpfalz".

„Jetzt will ich dir aber ein ganz neues Lied singen, das du noch nie gehört hast."

Und ich singe „Verlassen, verlassen bin i". Das singe ich so schön, daß mein Sohn ganz hingerissen ist.

„Warum weint der Mann so?"

„Weil er so ganz allein ist: er hat keinen Vater und keine Mutter und keinen Schatz und gar niemand. Da ist er traurig und weint."

„Wie der Stein auf der Straßen?"

„Ja, so allein liegt er da wie ein Stein auf der Straße, um den sich kein Mensch kümmert."





„Armer Mann."

„Ja, das ist ein armer Mann! Du hast deinen Papa und deine Mama und obendrein auch noch deinen Schatz, die Lucienne."

„Weißt du was, ich will ihm die Lucienne geben, dann braucht er nicht mehr zu weinen."

„Das ist recht. Gib ihm die Lucienne, dann hat er einen Schatz und braucht nicht mehr traurig zu sein."

„Dann singt er auch nicht mehr ‚Verlassen bin i' Wie singt er dann?"

„Dann singt er: ‚Das Lieben macht groß Freud, das wissen alle Leut."

„Ja, das ist schön, aber was macht dann die Mama der Lucienne, wenn sie ihre Lucienne nicht mehr hat?"

„Das ist wahr, die Lucienne können wir ihm nicht geben. Was machen wir da?"

Langes Nachdenken, aber endlich findet Hans die Lösung.

„Wir geben ihm die Gabriele. Die Mama der Gabriele hat zwei, drei, viele kleine Mädchen. Da braucht sie nicht zu weinen, wenn wir dem armen Mann die Gabriele geben. Die hat immer noch genug. Und der arme Mann, der singt dann: ‚Weiß mir ein schönes Schätzele mit zwei schwarzbraune Aeugele, die mir, die mir mein Herz erfreut!'"





IV.

Wozu arbeiten?

Nach unsrer Gewohnheit gehen wir auch heute wieder am Abend zur Post, um die Arbeit des Tages abzuschicken. Hans kennt den ganzen Mechanismus: der Papa wirft den Brief in den Kasten, und dafür kommt dann ein paar Tage, Wochen oder Monate später der Briefträger und bringt Geld, eine vortreffliche Einrichtung, denn ohne Geld kriegt man keinen Kuchen beim Bäcker, ausgenommen bei der dicken Bäckerin oben an der Ecke, die den Kleinen kennt und ihm Kredit gibt, zum großen Leidwesen der liebenden Eltern.

Aber die Kuchen bei der dicken Bäckerin sind lange nicht so gut wie die des Zuckerbäckers dem Postamt gegenüber. Da gehen wir nie vorbei, ohne daß der Kleine sagt:

„Will einen Kuchen haben, Papa!"

Aber heute hat der Papa die Hauptsache daheimgelassen. Er sucht in der Tasche und sagt dann:

„Ja, ich habe keinen Sou. Da können wir keinen Kuchen haben. Der Bäcker gibt uns keinen ohne Geld. Niemand gibt etwas her ohne Geld. Alle wollen bezahlt sein. Der Papa arbeitet auch nicht, wenn er kein Geld dafür bekommt."

Hans schaut mich überrascht an.

„Aber du hast doch heute gearbeitet," sagt er, und





der schwerfällige Vater, der den Ideengang des Sohnes nicht sofort durchschaut, gibt es zu.

„Es war nicht der Mühe wert," meint der Kleine geringschätzig, und der Vater versteht: du hast gearbeitet und doch hast du keinen Sou für einen Kuchen. Welchen Zweck hat da deine Arbeit?

V.

Kein Kuchen mehr!

Im weisen Rate der Eltern ist beschlossen worden, der Vater dürfe bei den täglichen Spaziergängen dem Kleinen nicht mehr den üblichen Kuchen kaufen. Damit verdirbt er sich den Magen, und nachher will er seine Suppe nicht mehr essen.

„Ich will einen guten Kuchen, Papa."

„Nein, das ist nicht gut für dich. Der viele Kuchen verdirbt dir den Magen und du wirst krank. Und auch die Zähne gehen kaput von dem süßen Zeug."

„Die Zähne? Wie können die kaput gehen?"

„Ja, die brechen ab, und dann kommt der Zahnarzt und reißt sie aus, und du hast keine Zähne mehr und kannst nicht mehr kauen. Was willst du dann ohne Zähne anfangen?"

„Tant pis! Schadet nichts. Dann kaufe ich mir neue Zähne bei dem Kaufmann, wo der Onkel Heinrich seine gekauft hat."

Dieser Onkel besitzt in der Tat seit einigen Wochen





ein herrliches falsches Gebiß, das er zum anfänglichen Erschrecken und Entsetzen, zum nachmaligen freudigen Erstaunen des Kleinen aus dem Munde genommen und seine Herkunft erklärt hat.

Ist es, wo man so herrliche und vortreffliche Gebisse kaufen kann, nicht ganz überflüssig, die natürlichen Zähne zu schonen? denkt mein Sohn, und vielleicht hat er recht, vielleicht spricht die Stimme der alles besser wissenden Zukunft aus ihm, der Zukunft, wo man Füße und Hände nicht mehr nötig hat da das Automobil die ganze Menschheit gaßein, gaßaus, treppauf, treppab trägt, wo man nicht mehr schreibt, sondern phonographiert, wo allmählich alle natürlichen Organe überflüssig und durch bessere künstliche ersetzt werden. Warum nicht? Unsre Fußzehen sind schon längst ganz überflüssig und zwecklos, während die barfuß laufenden ägyptischen Fellachen wie die Australier und Südseeinsulaner nicht daran denken sich zu bücken, um etwas aufzuheben. Das fassen und heben sie mit den Fußzehen. Wozu dienen unsre Ohrläppchen? Der Südseeinsulaner durchbohrt sie, und das Loch ist seine einzige Tasche, worin er Pfeife, Tabak und andre Siebensachen verwahrt. Die Zivilisation macht das alles überflüssig, warum soll sie nicht auch die Zähne überflüssig machen?

Da haben wir's! Die Logik meines Sohnes hat mich besiegt. Er soll einen Kuchen haben. Vorher aber verpflichte ich ihn zum Suppenessen.





„Die Mama hat gesagt, ich solle dir keinen Kuchen mehr kaufen, weil du nachher deine Suppe nicht essen willst. Versprich mir, deine Suppe zu essen, und ich kaufe dir einen Kuchen!"

Hans verspricht es. Warum soll er nicht? Für einen Kuchen würde er mir noch ganz andre Dinge versprechen, würde er Eide schwören wie ein Parlamentskandidat.

Ich suche ihn in der guten Absicht zu bestärken.

„Weißt du, wenn du keine Suppe ißt, dann bleibst du immer so ein Kleiner, ein ganz kleiner Bub. Du wirst dann nie groß wie der Papa, wirst nie ein Mann, sondern bleibst so klein, wie du jetzt bist, kannst nie arbeiten und wirst nie Geld verdienen."

Denn ich muß gestehen, daß der arme kleine Kerl schon jetzt weiß, was Geld ist und wofür man es bekommt. Und weil man für Arbeit Geld bekommt, liebt er so aus der Entfernung die Arbeit und brennt vor Begierde, selbst zu arbeiten und Geld zu verdienen.

„Dann schreibe ich Artikel," sagt er, „und du spielst mit dem kleinen Pferd," denn irgendwie ist er auf den hartnäckig festgehaltenen Gedanken gekommen, wenn er groß sei, müsse der Papa klein werden, er wäre dann der Papa und ich der kleine Bub. So ganz falsch ist diese Vorstellung ja auch nicht, jedenfalls bestärke ich ihn egoistisch in der Ansicht, daß er später für mich arbeiten und sorgen muß, wie ich jetzt für ihn arbeite und sorge.





„Also mußt du Suppe essen, viel Suppe, damit du groß wirst und arbeiten kannst."

„O, ich will Suppe essen und noch mehr Suppe essen und immer noch mehr. Viele, viele, viele Suppe! Und dann will ich wachsen, wachsen, wachsen, so groß, so groß bis an den Himmel!"

Dieser löbliche Vorsatz gefällt mir. Wenn sonst alles in die Brüche geht, kann ich mich dann am Abend meiner Tage als Jahrmarktsbudenbesitzer nähren, indem ich den jungen Riesen zeige. Aber ich möchte doch wissen, warum er so fürchterlich wachsen will.

„Was willst du denn machen, wenn du so groß bist und bis an den Himmel reichst?" frage ich und erhalte die unerwartete Antwort:

„Ich will die Laternen anstecken!"

„Die Laternen anstecken! Dazu brauchst du nicht bis an den Himmel zu reichen! Du hast doch schon oft gesehen, wie sie angesteckt werden: da kommt ein Mann, der nicht größer ist als ich, der hat eine lange Stange mit einem kleinen Lichtchen oben drin, und damit steckt er die Laternen an. Das ist also nichts. Sag mir, was du machen willst?"

Hänschen denkt eine gute Weile und sagt dann sehr entschieden:

„Ich will einen Kuchen haben!"

Dieser Jüngling weiß wenigstens, was er will, denke ich und kaufe ihm seinen Kuchen, den er auf dem Heimweg verzehrt. Wir müssen über einen kleinen





freien Platz, und hier zeigt mir mein Sohn, daß das Problem trotz des Kuchens nicht aufgehört hat, ihn zu beschäftigen. Hier leuchtet der Mond am Himmel, der uns in den Straßen von den hohen Häusern verborgen wurde, und Hänschen sagt:

„Wenn ich so groß bin, daß ich an den Himmel reiche, dann hole ich den Mond herunter!"

„Den Mond? Warum? Was willst du mit dem Mond machen?"

Meinem hoffnungsvollen Sprößling fällt ohne Zweifel ein blinkblanker neuer Sou ein, den ihm vor ein paar Tagen ein Onkel mit der Bemerkung geschenkt hat, er, der Onkel, sei Soufabrikant und mache solche schöne neue Bronzemünzen, die aussehen wie Goldstücke.

„Wenn ich den Mond habe, dann gebe ich ihn dem Onkel E. und der muß Sous daraus machen!"

VI.

Der starke Hans

Hans hat eine große Untat begangen. Ich weiß nicht recht, wie er es angefangen hat, aber irgendwie ist es ihm gelungen, sei es nun mit oder ohne Absicht, seine Großmutter zu Falle zu bringen.

Diese Schandtat wird ihm vorgehalten, und man sucht ihm das Greuliche und Verwerfliche einer solchen Pietätlosigkeit klarzumachen.





Nachdem man ihm ordentlich zugeredet und ihm gezeigt hat, welch ein abscheulicher Sünder er ist, glaubt man, ihn weit genug zu haben, um aus seinem eignen Munde das reuige Geständnis seiner Niedertracht hören zu können.

„Nun, was denkst du von einem kleinen Buben, der seine Großmutter auf den Boden wirft? Was für ein Junge bist du, der du die liebe Großmutter hingeworfen hast?"

Hänschen besinnt sich ein Weilchen und sagt dann stolz:

„Ich bin ein starker Bub, ein ganz, ganz starker Bub!"

VII.

Die fünf Sinne

Auf der Straße geht einer jener Künstler vorüber, die den Besitzern von Hunden und Katzen in Paris so nützlich sind.

Er ruft:

„Voilà le tondeur de chiens! Tond les chiens, coupe les chats, les oreilles!"

Hans singt Melodie und Worte dieses schönen Liedes mit und bringt mich damit auf die grausame Idee, ihn zu fragen, ob wir den Mann hereinholen sollen, damit er ihm die Ohren abschneide.

Er hat keine Angst:

„Er schneidet nur die Hunde und die Katzen, nicht die kleinen Buben."





„Na, vielleicht tut er's doch. Sollen wir ihn einmal fragen?"

Hans bedeckt beide Ohren mit den Händen, während ich fortfahre, ihn zu der Operation zu überreden.

„Was tust du denn mit den Ohren? Die brauchst du ja gar nicht, und sie sind sehr hinderlich, wenn du deine Kappe aufsetzest. Es ist also besser, wenn wir sie abschneiden."

„Ja, aber das tut weh."

„Sag einmal, wozu hast du denn eigentlich deine Ohren?"

Hans weiß es nicht. Ich sage es ihm und erläutere meine Erklärungen, indem ich ihm bald die Ohren zuhalte, bald sie freigebe und ihm so dartue, daß man durch sie und auf keinem andern Weg hören kann.

Ich setze mein Examen fort.

„Wozu hast du denn deine Augen?"

„Zum Sehen."

„Und den Mund?"

„Zum Essen."

„Und die Nase?"

Ebenso prompt wie bei den beiden letzten Fragen erfolgt die etwas verblüffende Antwort:

„Um die Butzemänner herauszuholen!"





VIII.

Der liebe Gott

In meinem Wanderleben nimmt eine Fahrt, die ich als Matrose von Townsville in Australien nach Marseille gemacht habe und die auf dem kleinen Segelschiff mit Aufenthalt auf den Südseeinseln etwas mehr als sieben Monate dauerte, einen bedeutenden Raum ein. Da hatten wir an Bord einen Segelmacher, der ein gottloser Mensch war. Wenn das Essen etwas knapp im Logis war, und das war die Regel, pflegte dieser Sünder ein Tischgebet zu sprechen, das also lautete:

„Hab' Dank dafür, Herr Jesus Christ,
Daß du nicht hier gewesen bist."

Er meinte damit, wenn noch einer mehr mitgegessen hätte, wären die Portionen noch kleiner geworden.

Daran hat mich heute Hans erinnert. Die Mutter hatte den Kuchen beim Dessert hübsch eingeteilt, also daß ein Stück übrigblieb.

„Das ist für den lieben Gott," sagte sie.

Hans verzehrte seinen Anteil, dann schaute er nach dem Stück auf dem Teller und von da ringsherum im Zimmer.

„Der liebe Gott ist nicht da," meinte er, „also gib mir das Stück."

Und er bekam es wirklich.





IX.

Höflichkeit ziemt der Jugend

An der Gartentür hat es geklingelt, und ich bin ans halboffene Fenster getreten, um zu sehen, was es gibt. Hans ist herbeigeeilt und hat den Riegel zurückgeschoben. Ein Herr im schwarzen Gehrock und deutschem Zylinderhut wird sichtbar. Ich weiß nicht, woran man eigentlich den deutschen Zylinder kennt, aber ich kenne ihn auf fünfzig Schritt Entfernung.

Dieser Zylinder spricht zu dem Vierjährigen den folgenden, offenbar im Hotel aufgesetzten und auswendig gelernten Satz:

„Monsieur l'écrivain Charles Eugène Schmidt demeurerait-il ici?"

Mein Sohn starrt den Fragesteller eine lange Weile sprachlos an, dann zieht er sich einige Schritte zurück und spricht deutlich, laut und nachdrücklich nur das eine Wort:

„Dummkopf!"

All ihr Heiligen des Himmels! Wie ward mir bei diesem Wort!

Ich bin hinausgestürzt, habe den Fremdling mit dem freundlichsten Lächeln begrüßt und zum Eintreten aufgefordert. Und dann habe ich den Kleinen zu verscheuchen gesucht, was mir aber nicht gelang, sondern wodurch ganz im Gegenteil der Bösewicht zum völligen Erschöpfen seines Repertoires gereizt wurde.





Und ich konnte nicht umhin, mich schuldig zu fühlen. Wenn er auf französisch schimpft, wasche ich meine Hände in Unschuld, das geht mich nichts an, von mir hat er das nicht gelernt. Wenn er aber deutsch schimpft, und das versteht er vortrefflich, dann kann ich nichts ableugnen. Von keinem andern als von mir hat er das gelernt.

Ach, hätte ich doch dem Instinkt meines Sohnes getraut, hätte ich doch den Fremdling schimpfend bewillkommt! Ich, der ich meinen Sohn zum Schweigen zu bringen und seine Grobheit durch meine Höflichkeit auszuwischen trachtete, weil ich dachte, unter dem deutschen Zylinder könne am Ende irgendein Brotherr, ein Verleger oder Redakteur stecken, bin damit gründlich hereingefallen.

Es war ein armer Kollege, der mir fünf Franken abpumpte, wenn man das Pumpen nennen kann.

Hätte ich mich meinem Sohne angeschlossen, hätte ich ihn weiterschimpfen lassen, hätte ich mitgeschimpft, dann wären die fünf Franken jetzt noch in meiner Tasche!

Monsieur l'écrivain Charles Eugène Schmidt! Daß dich der Kuckuck! Bin ich ein Gerichtsschreiber? Heiße ich Charles? Heiße ich Eugène? Warum übersetzt der Mann nicht auch noch meinen Familiennamen und fragt nach Monsieur Forgeron oder nach Monsieur Maréchal? Und all das, um mir einen Fünffrankentaler abzuknöpfen!





Dummkopf! hat mein Sohn gesagt. Jawohl, Dummkopf! Aber der dickste bin ich wieder einmal gewesen. Den nächsten deutschen Zylinder, der an die Gartentür kommt, begrüße ich mit der Gartenspritze!







